CHARLES G·D·ROBERTS

JÄGER UND GEJAGTE



GYLDENDAL'SCHER VERLAG — BERLIN


VELUT
ÆVO
ARBOR

JÄGER UND GEJAGTE

CHARLES G. D. ROBERTS

JÄGER UND GEJAGTE

ILLUSTRIERT VON PAUL HAASE

GYLDENDALSCHER VERLAG · BERLIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen
von Balder Olden
»Der Seepolyp« übersetzt von Gertrud Zeißner

6.—10. Tausend
1 9 2 2

INHALT

DER KÖNIG DER TIERE

Milchwarm schmiegte das Wasser sich an seinen nackten Körper. Es war kräftig durch hohen Salzgehalt, und so glaubte Johns, er könnte sich unbegrenzt lange an der Oberfläche halten. Als tüchtiger und zäher Schwimmer hatte er nichts zu tun, als immer geradeaus zu schwimmen, so rasch es ihm bequem war — bis er durch Zufall auf Land stieß oder Hunger und Durst ihn erledigten. Freilich, es gab noch andere Gefahren. Diese Tropengewässer waren voll von Haien, Seefischen und Moränen. Aber die unerfreuliche Möglichkeit einer solchen Begegnung schied er resolut aus seinen Berechnungen aus, als ein Mißgeschick bei seinem Abenteuer, das sich nicht abwenden ließ, indem man daran dachte.

Schon ein paar Stunden, ehe das schlingernde Wrack, das Johns trug, auf den Grund gegangen war, hatte die tolle Wut des Sturms sich ausgetobt, und so fühlte er sich nun verhältnismäßig ruhig. Ueber die Kämme der ungeheuren Brecher fegte der Wind noch heftig genug, um ihre Gischt zu zerstäuben und einen Körper sinnlos zu zer-

peitschen. Aber in den schaukelnden Wellentälern drin, da war köstlicher Friede. Johns verstand es klug, sich in diesem Frieden zu halten, denn jetzt mußte er ausruhen und sich von dem Kampf erholen, den er im Wirbel des niedergehenden Wracks bis zur Erschöpfung gekämpft hatte. Von Zeit zu Zeit stemmte er sich mit Kopf und Schultern über die Flut und spähte im Sternenlicht ringsum, ob vielleicht sonst noch jemand von der Besatzung am Leben sei. Aber wenn er bedachte, wie knapp er sich selbst — trotz all seiner Kraft und Schwimmkunst und obwohl er den klugen Gedanken gehabt hatte, sich vor dem Ringen nackt auszuziehen, — aus dem grausigen Wirbel zum Licht zurückgefunden hatte, dann wunderte es ihn nicht mehr, daß er allein war.

Anfangs hatte all seine Energie sich in der Anstrengung erschöpft, aus dieser Hölle zu entkommen. In seinem Hirn war einfach kein Raum frei für die Sensation dieser Stunde, nichts lebte in ihm als der Wille zum Leben. Aber nun, da er mächtig darauf losschwamm und wieder mit Lust in den sanftbewegten tiefen Furchen der See Atem holte, als er mit klaren Augen die Sterne sah, die in samtenen Nebeln über ihm hinzogen, da kamen über ihn die Schauer der Einsamkeit. Er hatte sie geahnt, ach, tausendmal geahnt, und der Gedanke daran hatte ihn entsetzt. Jetzt erkannte er sie zum ersten Mal. — Und einen

Augenblick lang war es, als schlösse eine Faust aus Eis sich langsam um sein Herz.

Es war Johns, als könnte die Einsamkeit nicht ganz so vernichtend sein, wenn er eine Planke oder nur einen Kloben Holz hätte, um seine Hand darauf zu legen, ja nur ein dünnes Fetzchen von Kleidung. Aber mitten im unermeßlichen und endlosen Rollen der See, unter dem Nebeldom des Himmels, war er ja nur ein nackter Funke menschlichen Lebens. Die Toten, die blind und schweigend, aber gemeinsam in den unermeßlichen Tiefen unter ihm trieben, schienen ihm nicht so verlassen.

Fast jeder Mann in dieser Lage hätte seine Arme in die Luft geworfen und sich aufgegeben, erdrückt von dem Gedanken, daß der ganze Ozean sein Feind war. Aber sich aufgeben — so etwas gab es nicht für einen Mann wie Johns. Nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde kam ihm dergleichen in den Sinn. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er einen Kampf aufgeben würde, der nicht so ganz hoffnungslos war, der ihm auch nur eine einzige Möglichkeit noch ließ, seinen Willen durchzusetzen. Für ihn war es Gesetz, daß ein Mann sich nicht aufgeben durfte, ehe er ganz tot war.

Die Frage, vor die er seine neu erwachenden Gedanken stellte, war, in welcher Richtung er schwimmen sollte. Die Nacht brach erst an, der

zähe Nebel hatte sich kaum zwei Stunden nach Sonnenuntergang verzogen. Nachdem er mit kühlem Hirn alle Wahrscheinlichkeiten durchdacht hatte — eine ziemlich vage Ueberlegung, denn schon seit zwei Tagen hatte kein Mensch an Bord einen bestimmten Begriff der geographischen Länge und Breite — entschloß er sich endlich, gradenwegs mit der Dünung zu schwimmen. Dieser Kurs schien ihm die beste Aussicht auf Land zu bieten — eine ziemlich günstige Aussicht sogar, gleichgültig welche Richtung er nahm, denn die See war hier durchsetzt von einer Unzahl kleiner Inseln. Wesentlich war es nur, einen Kurs zu nehmen und fest auf ihn zu halten, seine Kräfte nicht zu vergeuden, indem er im Kreise herumschwamm. Um seinen Kurs einzuhalten, hatte er die Sterne, und da er ein wandernder Schriftsteller von Beruf war und den Kopf voll der verschiedensten, wenngleich auch nicht immer exakten Kenntnisse hatte, waren ihm die Sterne für diesen Zweck genügend bekannt. Seine große Hoffnung bestand darin, vor Anbruch des Tages Land zu finden — bevor die Sonne wie aus einer Metallschüssel auf ihn niederbrennen würde, um sein ungeschütztes Gehirn zu durchglühen und ihn durch Durst zum Wahnsinn zu treiben. Er wußte, daß in diesen Breiten jedes Land, das zu erreichen er hoffen durfte, ein Land wilder Tiere oder noch wilderer Menschen sein würde.

Aber das Problem, was er zu tun hätte, wenn er das bewußte Land einmal erreichte, schien ihm bei seinem zähen Optimismus nicht besonders dringend. Ihm würde er schon seine Aufmerksamkeit schenken, wenn er wirklich dazu kam, vor diese Aufgabe gestellt zu werden.

Johns lag auf der Seite und trieb sich mit bequemen, seine Kräfte sparenden Schlägen vorwärts. So oft er sich dem Kamm einer der langen Wellen näherte und ihren Atem aus Wind und Sprühregen spürte, beschleunigte er seine Bewegungen und tauchte unter den höchsten Wellengipfeln durch, um so bald als möglich die verhältnismäßig ruhige tiefere Lage zu erreichen. Aber der Wind fiel jetzt rasch ab, als wäre er befriedigt von seiner Höchstleistung, und bald hörten auch die Kämme auf, ihm irgendwelche Mühe zu machen. Der Sturm mäßigte sich zur Brise, und dann starb er von Minute zu Minute ganz ab, bis nur noch gelegentlich ein keuchender Stoß kam wie ein Stöhnen aus Menschenbrust nach höchster Erregung.

Während Johns so darauf los schwamm, wurde die dunkel schwellende Fläche rings um ihn glatt und ölig, wandelte sich in milchige Felder, die von phosphoreszierenden Lichtern durchschnitten waren. Dies Licht zerstäubte unter der Kraft seines Stoßes zu Funken. Solch tief phosphoreszierende Wasser waren eine Erscheinung der

Tropen, die er seit langem kannte; aber jetzt, im Schwimmen, prägte er sie sich tiefer ein, um seinen Geist irgendwie zu beschäftigen. Diese Funken von scharfem plötzlichen Licht kamen ihm, wie sie in dem Samtdunkel ringsum blitzten und verschwanden, wie Augen vor, die ihn spöttisch und feindselig beobachteten und höhnisch darauf lauerten, wann sein Weg enden würde. Er maß ihrem Spott wenig Bedeutung bei, aber ihre boshaften Erwartungen wollte er enttäuschen! Die ganze endlose Nacht amüsierte er sich bei diesem Gedanken, bis endlich die Sterne erbleichten und die jähe tropische Dämmerung rasch am wogenden Horizont auftauchte. Lichter glitzerten um ein niedriges Riff, an dem schwere Brecher zerstäubten, keine halbe Meile vor ihm. Palmen umsäumten den Strand, und tiefer ins Land hinein dehnte sich ein buckliger purpur-grüner Hügel.

Der Mann stieß einen leichten Schrei des Entzückens aus, änderte seinen Kurs und schwamm nun geradewegs auf das Riff zu. Aber er ruderte jetzt langsam, denn es kam darauf an, die Kraft für den letzten Kampf mit den Brechern aufzusparen. Als er endlich auf ein paar hundert Meter an die donnernde, tosende Brandungslinie gekommen war, die ihre Katarakte über das Riff hinausschäumen ließ, sah er ein, daß eine Landung an dieser Stelle unmöglich war, selbst für

einen so erfahrenen Brandungsschwimmer wie ihn. Aber er sah auch, daß das Land an diesem Punkt eine Art von Vorgebirge bildete, das rechter Hand in die See hinausragte. Er wandte sich deshalb nach rechts und schwamm ruhig längs der tobenden Brecher hin. Nach abermals zwei Stunden — die Sonne hatte sich mittlerweile in siedendes Erz verwandelt und zwang ihn, den Kopf fast immer unter Wasser zu halten — hatte er das Vorgebirge umschwommen und erreichte endlich, wie er es gehofft hatte, einen Platz, an dem die Brandung, im Schutz des Landes, nicht ganz so unbezwingbar war. Er suchte sich eine tüchtige Woge aus, deren Brechpunkt er berechnen zu können glaubte, und ließ sich auf ihrem Rücken zum Ufer tragen, hielt sich aber klug hinter dem schäumenden Kamm und glitt endlich an ihrer Flanke nieder, um den schmetternden Fall zu vermeiden. Als diese Woge unter seinem Körper absackte, fanden seine Füße Grund und da er jetzt ins Land hineinraste, erreichte er die Lagune, ehe der nächste Brecher ihn überwältigen konnte.

Eine Meile landeinwärts, jenseits von stillen Wassern, lag weißgolden der Strand, in der Sonne funkelnd; ein seichtes Flüßchen bahnte sich einen Weg quer durch seinen Frieden. Mit großer Vorsicht drang Johns weiter vorwärts, untersuchte jeden Baum und jeden Busch nach einem Zeichen

von gefahrdrohendem Leben. Ein paar Sittiche, die in Baumwipfeln nahe dem Bach friedlich zusammen schnatterten und krächzten, gaben ihm sofort Sicherheit, daß weder menschliche Wesen noch Raubtiere in der nächsten Nachbarschaft sein konnten. Er wußte nicht, was in diesem unbekannten Lande zu erwarten war, mutmaßte nur, daß es eine Insel sei, und hatte kein Mittel, um festzustellen, ob es ein vorgeschobenes Stück von Neu-Guinea war oder zu den Sumatra-Inseln gehörte. Gehörte es zur Neu-Guineagruppe, dann würde er kein größeres Tier als etwa ein Schwein antreffen, abgesehen natürlich von Schlangen. War es aber etwa ein Vorposten der Sumatra-Inseln, dann mußte er damit rechnen, den wildesten Tieren der malaischen Halbinsel zu begegnen. Doch gab er dieser Befürchtung wenig Raum, denn auf dieser grünen Erde erblickte er weder wilde Tiere noch die wilden Menschen des Neu-Guinea-Busches, die er fast mehr fürchtete als Bestien.

In der Mündung des Flusses landeinwärts watend, beugte Johns sich nieder und trank in tiefen Zügen von dem süßen und klaren, fast lauen Wasser. Dann suchte er den nächsten Schatten, ließ sich nieder, den Rücken an einen Baum gelehnt, die Augen ins Dickicht gerichtet, um sich auszuruhen und die Aussicht für seine Zukunft zu durchdenken. Nach seiner nächtlichen Schwimm-

tour und einem Tage voll Angst und Erregung, der ihr vorangegangen, war er verzweifelt müde. Aber er wollte nicht einschlafen, ehe er ein Stück harter Denkarbeit bewältigt hatte. Doch Denken wurde ihm plötzlich zur Unmöglichkeit. Seine Lider zwängten sich gegen allen Willensaufwand zusammen, phantastische Bilder jagten, von einem Augenaufschlag zum andern, durch sein Hirn. So kletterte er hoch in den Baum hinein, verknüpfte ein paar benachbarte Zweige, um sich Halt zu schaffen, und fiel dann sofort in tiefsten Schlaf.

Ein paar Stunden lang, während der ganzen Glut des Mittags und tief in den Nachmittag hinein, genoß er die schwere Ruhe der Erschöpfung. Dann endlich wachte er auf, gequält von Hunger und der harten Umklammerung seines unerträglichen Lagers. Er rieb sich die steifgewordenen Glieder und stellte dann fest, daß der Baum als Zufluchtsort wohl geeignet sei, denn er war so gebaut, daß man mit einem kräftigen Schwung in seine Aeste flüchten konnte. So brach Johns einen Arm voll Aeste und flocht sich ein ziemlich sicheres Lager, dann bereitete er aus kleineren Zweigen und Blättern ein erträgliches Bett. Das gab ihm ein beruhigendes, fast tierisches Gefühl von Besitz. Er hatte ein Lager, etwas, das man als Heim ansprechen konnte. Jetzt erst turnte er auf die Erde hinab, um ein wenig Nahrung zu suchen.

Bald sah er, daß Nahrungsmittel aller Art reichlich genug vorhanden waren, um jede Besorgnis von ihm zu nehmen. Er brauchte nur aus seinem eigenen Baum in die Aeste des nächsten Nachbarn zu greifen, um so viel reife Mangofrüchte zu ernten, wie er essen wollte. Kaum hundert Schritte weiter stand ein Hain wilder Bananenbäume. Daraus schloss er, daß er nicht weit entfernt die nahrhafte Durian finden würde, und sicher war das Wasser der Lagune voll von saftigen Krebsen. Als er seinen Hunger mit Mangofrüchten und Bananen reichlich gestillt hatte, brach er einen biegsamen aber starken Ast ab und machte sich eine Keule daraus. Dann verließ er das schattige Gehölz, nackt wie der erste Mensch, der aus den Baumwipfeln niederstieg, um die Ueberlegenheit seiner vierfüßigen Rivalen herauszufordern, und wanderte beinahe stolz zum Ufer hinab. Stark und geschmeidig, in glänzender Verfassung, fühlte er seine Nacktheit und Wehrlosigkeit keineswegs bedrückend. Im Gegenteil, sein Mut wuchs prachtvoll empor in dem Gedanken an alle Gefahren, die nun, wie er wohl wußte, vor ihm lagen.

Der Strand war reichlich bestreut mit angeschwemmtem Holz- und Wrackwerk. Nach langem Suchen und Wählen entdeckte er darunter einen Knüttel mit einem festen Haken, der ihm eine viel wirksamere Waffe bedeutete als seine Keule.

Als er ihn so handlich und gut im Gewicht in seiner Faust hielt, warf Johns einen herausfordernden Blick in die dichte Blättermauer und all ihre unbekannten Drohungen. Dann machte er sich daran, einen auserlesenen Krebs für sein Nachtmahl zu erlegen. Er holte ihn sich zu seinem Baum, und dort, den Rücken an den Stamm gelehnt, nahm er ein fades, salzloses Mahl, bevor er seinen Zufluchtsort in den Zweigen wieder erkletterte.

Bisher hatte er noch kein Zeichen von Leben gespürt, abgesehen von ein paar Affen, viel Papageien und Kakadus und einem Zuge rosiger Flamingos. Aus den unberaubten Wracks am Strande, unter denen manches lag, was einen intelligenten Wilden reizen mußte, schloß er, daß die Gegend von Menschen weder bewohnt noch besucht würde. Ob sie die Heimat von irgendwelchen großen Tieren bildete, würde er bei Sonnenuntergang wohl genau erfahren, denn sicher würden sich die Tiere dann zum Abendtrunk am Süßwasser einfinden.

Die Probe auf die Richtigkeit dieser Ueberlegung ließ nicht lange warten. Die niedergehende Sonne brach noch durch die Spitzen, leiser Nebel stieg in blassen Schwaden auf, als er schon dumpfes Trampeln im Unterholz hörte. Eine Herde wilder Büffel kam schwerfüßig zur Tränke. Sie standen ein paar hundert Meter stromauf-

wärts von Johns' Baum, aber doch so nahe, daß er sie genau beobachten konnte.

„Wenn diese Burschen hier sind", überlegte er verdrießlich, „dann muß ich auch auf Leoparden und sogar auf Tiger gefaßt sein. Da heißt es also die Augen offen halten." Und am andern Tage machte er die Augen weit auf, um sich eine bessere Waffe zu suchen, womöglich etwas wie eine Lanze oder einen Speer, um auf größeren Abstand kämpfen zu können, als sein Knüttel es ihm erlaubte. Sehnsüchtig dachte er an seine Repetierbüchse und das Paar handlicher 38er, die mit dem Schiff untergegangen waren. Aus diesem müßigen Bedauern zwang er seinen Traum in den Gedanken an einen tüchtigen Bogen und Pfeile, mit denen er sich leicht ausgerüstet hätte, wenn er nur ein Messer besaß. Aber ein Messer war Traumgegenstand wie Büchse und Revolver. Mit einem kurzen lautlosen Lachen bog er sich nieder, spannte seine Schultern, prüfte kritisch seine langen sehnigen Hände, die Muskeln seines nackten Körpers, und richtete sich dann plötzlich auf in dem Gedanken, daß er in den Zustand nackter hilfloser Menschheit zurückgekehrt war. Er nahm sich vor, allen Angreifern zu beweisen, daß er ein stärkeres und im Kampfe tüchtigeres Tier sei als das beste von ihnen.

Nachdem er auf die Begegnung mit wilden Tieren eingerichtet war, sollte es nicht lange dauern,

bis er sich zu seinem Verhalten ihnen gegenüber entschließen mußte. Der Fluß im Schatten des Baumes, den die Büffel durchtrampelt hatten, war noch nicht klar geworden, als schon zwei kleine Hirsche sich näherten, um zu trinken. Vorsichtig äugten sie aus dem Hinterhalt hervor, suchten einen freigewordenen Platz unmittelbar unter Johns' Baum, und tranken dann, furchtsam jeden Augenblick den Kopf hebend, um zu sichern. Bei aller Wachsamkeit konnten sie den Feind nicht sehen, der sie heimlich belauerte. Es war eine drahtige, lebhaft gefleckte Pantherkatze, die sich wie ein Schatten hinter ihnen herstahl, stets in Deckung von Johns' Baum. Am Fuß des Stammes angekommen, strich die große Katze über den Boden hin und äugte scharf um sich, anscheinend im Zweifel, ob sie nahe genug war, einen erfolgreichen Sprung zu tun.

Ehe sie einen Entschluss fassen konnten, schienen die langen wachsamen Lauscher des Wildes eine Drohung aus dem Busch heraus zu vernehmen. Den Bruchteil einer Sekunde lang standen die beiden Hirsche starr, Lauscher, Lichter und Winder dem Laut zugewandt. Dann verließen sie den Bach und flohen am Ufer hin, in Fluchten, die so leicht waren, daß es schien, als höbe sie ein Atemzug. Der Panther fletschte die langen, weißen Zähne vor Enttäuschung, schwang sich in den Baum und spähte den Spuren des Wildes

nach, um zu sehen, was die Flucht veranlaßt hätte. Da er nichts entdeckte, kletterte er höher in die grünen Zweige hinauf, als wollte er einen besseren Ausblick gewinnen — und sah sich plötzlich den ruhigen Augen des Mannes gegenüber, der sich über den Rand seines Baumlagers hinunterbeugte. Das Tier fuhr mit einem entsetzten Fauchen zurück, die Gehöre spitzten sich flach an, es kauerte sich an seinen Ast und starrte hinauf in die Menschenaugen. Aber Johns betrachtete einen Panther nicht als etwas, das ernst zu nehmen war; für ihn war er nur eine bessere Art Wildkatze. Doch wünschte er ihn oder seinesgleichen nicht in „seinem“ Baum. „Marsch!“ kommandierte er scharf und schlug in die Hände. Das erstaunte Tier ließ sich aus dem verzauberten Baume niederfallen und raste erschrocken in den Busch.

„Dort ist's gut genug für dich Biest!“ brummte der Mensch und ging an die Arbeit, sein Lager bequemer zu machen.

Als das Zwielicht rasch in Sternennacht überging, wurde es Johns unmöglich, die Gestalten zu unterscheiden, die sich am Wasser sammelten. Sie hielten sich eng an den Ausläufern des Busches und schienen nur endlos bewegte Schatten, die immer wieder das Wasser berührten und verschwanden. Doch verriet gelegentlich schweres Trampeln und Platschen, daß einige der Besucher,

welcher Art sie auch waren, ein beträchtliches Gewicht hatten. Einmal hörte er, nur ein paar Schritte tief im Busch, einen todesängstlichen, blökenden Schrei, dem kurzes Fauchen im Unterholz folgte, und Johns riet, daß irgend ein Geschöpf dem Panther zum Opfer gefallen war. Dann folgte eine Stille, die von dem Rauschen der Brandung an den vorgeschobenen Riffen nicht durchbrochen, sondern beinahe vergrößert wurde.

Die warme, salzhaltige Luft wirkte wie ein einschläferndes Bad, und Johns war bald von Müdigkeit überwältigt. Er redete sich ein, daß er auf seiner Plattform ruhig schlafen könnte, ungeachtet all des mörderischen Lebens, das jetzt rings im Busch erwacht war. Im Unterbewußtsein erkannte er klar genug, daß es Wahnsinn sei, aber dennoch fing er gerade an, sich dem Schlaf zu ergeben, in Träume zu versinken, als ihn ein honiggelbes Licht, das grell aus der See heraus leuchtete, wieder wach machte. Der Mond ging auf. Johns starrte ihn an, und sein Herz war jetzt fast erdrückt von einer unendlichen und ewigen Traurigkeit. Da fing sein Ohr einen zaghaften Laut auf, der in seinem Rücken ertönte. Er wandte den Kopf. Am Rande des Baches, das flache grausame Haupt aufgerichtet, so daß er den Mond äugen konnte, die gelben Flecke von den Sternen klar beschienen, stand ein riesiger Leopard!

Plötzlich begann der Leopard die Luft einzu-

ziehen, als hätte er eine Witterung gefangen, die ihn erschreckte. Daß es eine Witterung war, die ihn feindselig dünkte, war leicht an der wachsamen Haltung seiner Gehöre und an der Erstarrung in seinem Schwanze zu erkennen. Aber anscheinend war das Wesen Mensch ihm nicht bekannt. Er schlich umher, bis er die Fußspuren des Mannes fand, dann erstarrte er zu wachsamster Bereitschaft. Das war etwas Unbekanntes und Gefahrvolles! Vorsichtig folgte er der Spur bis an den Baum, beschnüffelte den Stamm, um zwischen die Aeste zu spähen.

Der Mann blickte kalt herab in diese blassen, grausamen Augen.

Da der Baum jetzt voll im Sternenlicht lag, wußte Johns, daß seine weiße Haut ihn dem Feinde klar erkenntlich machte. Langsam drehte er sein Haupt so, daß der Mond sein Gesicht beleuchtete und starrte in die geöffneten Augen der Bestie. Dann begann er zu sprechen.

„Mach dich weg von hier!" befahl er, sehr langsam, Silbe um Silbe betonend, mit einer Stimme wie von Eisen.

Die Bestie schien zu zaudern, seine Augen wandten sich ein- oder zweimal ab, um sofort wieder in die des Menschen zurückzukehren. Dessen fester befehlender Blick sagte ihm deutlich genug, daß er keine zitternde Beute vor sich hatte, sondern einen Gegner, der furchtlos und

gerüstet war. Wie gefährlich dieser Gegner sein mochte, dieses blaßfarbige Wesen mit den unerschütterlichen Augen, das konnte er nicht beurteilen. Es schien so groß wie er selbst, sicher war es eine sehr bemerkenswerte und nie gesichtete Erscheinung. Dann die Laute, die es von sich gab! Sie waren nicht stark, aber eine Drohung lag darin, die nicht zu überhören war. So wild und blutdürstig der Leopard war, suchte er doch nicht geradezu einen Kampf auf Tod und Leben. Was er suchte, war ein Opfer, nicht ein Gegner. Natürlich wußte er, daß es Geschöpfe gab, die so kampftüchtig waren wie er selbst. Dem Tiger zum Beispiel schenkte er die denkbar höchste Achtung, und vor dem alten Büffel schob er sich behutsam zur Seite, wenn sie sich auf Urwaldspuren begegneten. War es möglich, daß dies Geschöpf im Baume gleichfalls mächtiger war als er selbst?

„Das ist mein Baum“ fuhr die Stimme über ihm, langsam Wort vor Wort setzend, fort.

In dem Ton lag ein Selbstvertrauen, eine Entschiedenheit, die das überraschte Tier tief erregten. Langsam schien der Leopard sich klar zu machen, daß er mit dem selbstbewußten Fremden, der aus den Aesten auf ihn niederstarrte, ja eigentlich keinen Strauß auszufechten brauchte. Er blickte zur Seite und deutete ein paar Sekunden lang an, daß er das Dasein des Fremden ver-

gessen hätte. Dann kehrte er sich ab und schlürfte ohne Hast in den Busch.

Obwohl sein unzweifelhafter Sieg Johns mit Stolz erfüllte, tat er doch einen tiefen Seufzer der Erlösung. Denn er wußte wohl, daß eine Begegnung, mit seiner leichten Waffe und dem unsicheren Halt im Baum, ein zweifelhaftes Abenteuer für ihn gewesen wäre. Er erkannte, daß er sich nicht erlauben dürfe, zu schlafen, außer im vollen Licht des Tages. So beschäftigte er sich für den Rest der Nacht damit, Pläne zu entwerfen, wie er seinen Rückhalt im Baume sicherer gestalten könnte, und wie er sich mehr und mehr mit besseren Waffen ausrüsten würde. Die ganze Nacht hindurch kamen mit kurzen Unterbrechungen neue Buschbewohner an den Bach, um zu trinken. Ein paar Büffel, ein paar kleine Tiere, die er nicht erkannte, und dann noch ein Leopard oder vielleicht der erste zum zweiten Mal. Bei Sonnenaufgang hörten diese Besuche auf. Dann lag er zwei Stunden in tiefem Schlafe.

Er wachte mit einem Angstgefühl auf und war überzeugt, daß der Leopard den Baum erkletterte, um ihn anzugreifen. Er griff nach seinem Knüttel und legte sich über die Plattform, hell-wach und fertig zum Kampfe. Aber es war nichts Besonderes zu sehen, nur ein großer Kakadu mit rosigem Schopf, der kopfabwärts in einem nahen Ast hing, den prächtigen Kamm aufgerichtet, und

der ihn mit einer Art ruhigen Mißtrauens ansah. Johns brach in Lachen aus, und der Vogel entfloh mit wütendem Krächzen. Dann schwang sich Johns geschmeidig aus seinem Baum, tauchte im salzigen Gequirle der Lagune unter und machte sich an sein Frühstück aus Bananen und Mangofrüchten. Für dieses Mal verzichtete er auf den Hummer. Sobald die Frage der Waffen und des sicheren Lagers gelöst war, versprach er sich, an das Problem heranzutreten, wie man aus hartem und weichem Holz durch Reibung Feuer erzeugt.

Nach langem Suchen unter dem Treibholz am Strande fand er ein Stück leichter Eisenschiene, die an einer Planke befestigt war. Sie abzulösen, erwies sich als eine anstrengende Arbeit, bei der er bald in Schweiß gebadet war. Daher schliff er das eine Ende zu einer scharfen, zackigen Spitze aus und war nun glücklich, einen ziemlich wirksamen Wurfspeer zu besitzen, mit dem sich jeder Feind abschlagen ließ, der es versuchen würde, seine Plattform zu erreichen. Aber obwohl er den ganzen Morgen über, mit einer Matte aus nassen Blättern auf Haupt und Schultern, weiter suchte, fand er keine bessere Waffe. Mit einer schweren Eisenspitze war sie schließlich wirksam genug, nur etwas zu leicht. Johns beschloß, diesen Fehler auszugleichen, indem er seinen Schlag mit doppeltem Nachdruck führte.

Ganz in Suchen verloren, hatte der Einsame fast vergessen, an all die Gefahren zu denken, die ihn hinter dem grünen Buschrand am Ufer des Baches bedrohen mochten. Ein schwerer röchelnder Atem, den er plötzlich in seinem Rücken spürte, ließ ihn jählings zur Seite springen und erschreckte ihn, daß ihm das Haar zu Berge stieg.

Knapp ein Dutzend Schritte weit weg stand ein alter männlicher Büffel, der ihn heimtückisch ansah.

Im Augenblick hatte Johns sich wieder gefaßt. Was ihn erschüttert hatte, war die Fremdheit dieses tierischen Lautes gewesen. Als er das Tier erkannt hatte, bekam er die Nerven wieder in seine Gewalt. Bei der Geschwindigkeit seiner Beine fühlte er sich sicher, dem Angriff des Ungeheuers zu entgehen, wenn nötig, durch einen Hechtsprung in die Lagune. Wenn es sich aber vermeiden ließ, wollte er nicht davon rennen.

Er pflanzte sich auf, sprungfertig auf wiegenden Füßen, und begegnete kaltblütig dem Blick der Bestie.

Zuerst schien der Büffel zum Angriff geneigt, als empörte ihn die bloße Gegenwart des Menschen. Wütend, aber unentschlossen, wirbelte er den Sand auf. Er schnaubte und kam zwei Schritte näher, aber die entschlossene Unbeweglichkeit des Menschen, zusammen mit seinem ruhigen Blick, schien auf das große Tier wie kalter Regen zu

wirken. Sein aufgerichteter Schweif begann zu sinken, er äugte auf die Seite, als erinnerte er sich einer Verabredung, und endlich, mit einem dumpfen Grollen in seiner Kehle, kehrte er sich zur Seite und trottete dem Busch zu. Ein- oder zweimal hielt er inne und sah sich feindselig um, als erwartete er, daß der Mensch ihn verfolgte. Aber Johns blieb, wo er war, auf seine Lanze gelehnt, bis der Büffel das andere Ufer erreicht hatte. Dann sagte er sich „Wenn ich die ganze Nacht wach bleiben soll, muß ich noch ein paar Augen voll Schlaf nehmen“. Kehrte zu seinem Baum zurück und turnte, leicht und gewandt wie ein Schimpanse, in die Aeste hinauf.

Nachdem die ganze Mittagshitze überschlafen war, widmete Johns das letzte Tageslicht der Aufgabe, sein Lager zu verschanzen.

Er schleppte einen Arm voll tüchtiger Stücke Treibholz in seinen Baum und zugleich eine Menge langer, zähfaseriger Ranken. Die Ranken als Taue brauchend, erbaute er sich eine ziemlich zuverlässige Plattform; um diese Plattform zog er ein Geländer, das ihn hindern sollte, im Schlaf herunterzufallen. Jetzt fühlte er sich so sicher, wie ein Schiffbrüchiger nur wünschen konnte, solange die Leoparden ihn in Ruhe ließen. Für den Fall, daß sie es nicht taten, legte er sich eine ausgiebige Begrüßung zurecht.

Bald vor Sonnenuntergang schleppte er noch

ein mächtiges Bündel Bananen in seinen Baum hinauf und zugleich ein wenig trockene Faser, die er unter dem Treibholz gefunden hatte, außerdem ein halbes Dutzend eßbarer Muscheln. Während der verschärften Wachsamkeit der kommenden Nacht wollte er das Material zu einem tüchtigen Feuer zusammentragen, einen Vorrat schöner leicht brennender Fasern. Aber ein so ruhiger häuslicher Abend war ihm nicht zugedacht. Noch hatte er die Geheimnisse des Busches nicht ganz erforscht.

Tief aus dem Dunkel des Urwaldes kam ein tiefes Brüllen, bei dessen Klang ein Schauer von Angst ihm über den Rücken fuhr. Das war ein Ton, wie nur ein Löwe ihn ausstoßen konnte. Johns wußte plötzlich, daß nur ein Löwe oder ein Tiger fähig war, sich mit solcher Gewalt anzumelden! Für die Erscheinung eines Löwen aber sprachen weder geographische Länge noch Breite. Was konnte jedoch er mit seinen armseligen Waffen gegen einen Tiger unternehmen? Für ein paar Minuten sank ihm das Herz. Er beobachtete sich selbst in zitternder Wachsamkeit, jeden Augenblick bereit, wie ein ängstlicher Affe in seinen Baumwipfel zu flüchten. Dann aber kehrte ein alter Glaube an den Menschen als das gewaltigste Raubtier, in ihn zurück wie eine Flut von Wärme, die durch alle Adern strahlte. Er allein, sagte er sich, vereinsamt, nackt und land-

fremd, war trotz allem der Herr dieser Bestien, der höchste Herr, solange Mut und Kraft ihm nicht ausgingen. Er hatte gelesen, wie nackte Wilde in verlorenen Winkeln der Welt den Tiger und den Jaguar jagten, ganz allein und mit keiner anderen Waffe als einem zugespitzten Knüttel. Wenn die Zeit kam, wollte er den Tiger lehren, ihm Raum zu geben, wie der Leopard und der Büffel es getan hatten! Einstweilen schärfte er seine Naturlanze mit einer Muschel, bis ihre harte Spitze nadelfein war.

Als das Gebrüll des Tigers verhallt war, meldete kein Besucher mehr durch einen Laut an, daß er durchs Dunkel nahte, um zu trinken. Das lange Schweigen wurde furchtbar und der erregte Mensch beobachtete sich selbst, wie er seine Ohren überanstrengte und endlich Geräusche hörte, die gar nicht existierten. So glaubte er, schwere geheimnisvolle Fußtritte unter seinem Baum zu vernehmen, aber wenn er sich über die Brüstung beugte, stellte er fest, daß da unten kein Wesen sich bewegte.

Endlich stieg der Mond auf. Er hing kaum halben Gesichts über dem Meeresspiegel — das rote, verzerrte, geschwollene Stück eines Diskus —, als kaum hundert Meter entfernt von dem Baume der Tiger sich vom Dickicht löste. Es war augenscheinlich, daß er die Gegenwart des Menschen ahnte, denn er spürte mit bedrohlicher

Unruhe und hatte seine Richtung schnurstracks auf den Baum zu genommen. Johns war sicher, daß Tiger im allgemeinen keine Baumkletterer sind, aber er wußte doch auch, daß manches wilde Tier in Not die sogenannten „natürlichen Gesetze“ über den Haufen wirft. Jedenfalls war er entschlossen, seine eigene Gewandtheit in den Zweigen mit der irgend eines Tigers zu messen. Als die gestreifte und boshaft dreinblickende Bestie unter dem Baum ankam und die furchtbaren Augen zu ihm hob, fluchte er zornig und warf mit einem Stück Treibholz. Das Glück wollte, daß das Geschoß den Tiger quer über die Nüstern traf. Er fauchte überrascht und wütend, zog sich zurück, duckte sich und kam dann mit einem herrlichen Sprung in den untersten Ast, gerade dort, wo er sich im rechten Winkel von dem Baumstamm trennte. Mit seinen gewaltigen Vordertatzen verankerte er sich in der Baumgabel und hing so eine Sekunde lang oder zwei, ehe er die Hintertatzen nachgezogen hatte. Gerade das war es, was Johns gehofft und vorbereitet hatte. Er war bereit, auf seine Plattform hingestreckt, den Speer in der Hand! Er stieß nach unten, nicht allzu wuchtig, aus Angst die Spitze seiner Lanze abzubrechen, aber er traf das Tier zweimal in die Lichter, einmal direkt in den Augapfel, der fast zerstört wurde. Der Tiger brüllte vor Schmerz, brachte eine Hintertatze auf den Ast und wandte

den Kopf zur Seite, um die Lanzenstöße gegen sein Gesicht zu vermeiden. In dieser Haltung gab er Genick und Gurgel frei.

Diesmal stieß der Mensch mit aller Kraft, auf die Gefahr hin, daß seine Lanze zerbrach. Ihre Spitze traf gut, gerade hinter der Kinnbacke der Bestie, und mit aller Kraft seiner beiden Arme half der Mann dem Stoß nach. Die hartgeschliffene Esche ging durch und durch. Der Tiger machte sich krampfhaft steif, stieß ein entsetztes Röcheln aus und fiel zu Boden, den Speer mit sich nehmend. Eine Zeitlang drehte er sich, klagend und stöhnend, um sich selbst, und blies Stücke blutigen Schaums von sich. Dann fiel er zusammen und lag still.

„Der Teufel hol' ihn, er hat meine Lanze zerbrochen!" brummte Johns und verbarg sich selbst den Jubel, der sein Herz schwellen machte. Dann überlegte er, daß der Kadaver der gefährlichen Bestie jeden anderen Besucher des Baumes entmutigen würde, und legte sich schlafen.

Am nächsten Tage war Johns im Zweifel, was er mit dem Kadaver anfangen sollte. Er hatte Lust, das Fell abzuziehen, es in der Sonne zu trocknen und als Trophäe oder als Ruhebett aufzubewahren. Aber da er anstatt eines richtigen Messers nur Muschelschalen besaß, schrak er vor der Arbeit zurück. Schließlich beschloß er, die tote Bestie sollte als Warnungsschild dienen, als

eine Warnung für alle Marodeure der Wildnis, daß mit dem Bewohner dieses Baumes nicht zu spaßen sei. So schleppte er den Kadaver ein paar hundert Meter weit gegen den Wind und ließ ihn am Strande liegen, nicht weit vom Buschrand, so daß alle Augen ihn deutlich sehen konnten. Er glaubte zuversichtlich, sein Ruhm als Tigerjäger würde bald durch den ganzen Urwald dringen und ihm Sicherheit geben.

Mit dieser Annahme hatte Johns zweifellos recht, denn der Ruf jedes Wesens ist unter den wilden Tieren nicht weniger bestimmend als unter Menschen. Johns hatte sich dem König der Tiere überlegen gezeigt, und damit war er selbst zum Könige geworden. Der Elefant sogar, der scharfsinnig und voll Respekt vor den Gesetzen des Busches ist, hatte es vermieden, durch den Machtbereich des gewaltigen Baumbewohners zu ziehen. Aber das Glück blieb Johns treu, er brauchte die Ueberlegenheit, die er sich so rasch gesichert hatte, nicht weiter zu erproben.

Am zweiten Tage nach seinem Kampf mit dem Tiger legte ein holländischer Schooner an der Leeseite des Vorgebirges, knapp vor dem Riff an, und schickte ein Boot aus, um Wasser zu holen. Die Güte von Johns Quelle war den Schiffen, die hier Inselhandel trieben, bekannt. Ein oder zwei Meilen unterhalb des Riffes befand sich eine schmale Einfahrt, breit genug für

ein Ruderboot oder einen Kutter, — und so war Johns bald dabei, sein glückliches Schicksal zu feiern. In Hosen, die ihm im Gürtel etwas zu weit waren, einen gewaltigen Schnaps vor sich! Seine Geschichte schien anfangs etwas zu stark für die redlichen Zuhörer. Aber der Tigerkadaver mit dem selbstgeschnitzten Speer in der Gurgel war Beweis. Und so konnte Johns mit all seinem Ruhm auf dem blankgeputzten Deck des Schooners einziehen. Es war wenig Gepäck, aber in seinen Augen nicht ohne Wert.

FEHDE

I

Er war ein schwergebautes Biest, der Hunde-Bastard, ein Bastard aus vorzüglicher Mischung. Schwanz und Ohren und der aristokratische Schädel zeigten einen starken Einschlag von Windhund, sein rotgoldenes Fell und das Federn in Schwanz und Läufen erzählten von einem Vorfahren aus irischem Setter-Stamm, während die gebogenen Läufe, die Derbheit von Brust und Schultern beredt an einen Bulldogg-Großvater erinnerten.

Mit widersprechenden Elementen im Blut, war sein Temperament natürlich nicht sehr berechenbar; seine Intelligenz aber hielt ihn ab, sich in allzu ernste Lagen zu bringen, während ihn Treue und Mut, wie sein streitbares Aussehen, dem Bauern, dessen Eigentum er war, wertvoll machten. Als Wachhund war er der Schrecken der Bettler, die ihm in weitem Bogen auswichen, nachdem alle Versuche, ihn zu locken und mit vergifteten Leckerbissen zu meucheln, mißlungen waren. Trotz seiner Pflichten als Wachhund hätte

man ihn keineswegs immer auf Posten gefunden. Der Bauer hatte sich bei der Dressur nicht allzusehr bemüht. Zufällig, wie er gezeugt worden war, war er erzogen worden; als unabhängiger Hinterwaldköter hatte er keine Idee von den vielen Pflichten, die der Schutz des Bauernhofes ihm auferlegte. Der Strahl irischen Setterbluts in seinen Adern machte ihn ruhelos und neugierig. Er liebte es, die offnen, hügeligen Weiden abzustreifen, in denen verdrießliche Murmeltiere ihre Höhlen bauten, oder talabwärts die tiefen Wälder zu durchforschen. Aus ganz geringfügigen Ereignissen verstand er ein Abenteuer zu gestalten. Ein Mauseloch unter einer Wurzel genügte manchmal, ihn stundenlang fieberhaft scharren zu lassen, als sei er überzeugt, daß etwas Neues und Herrliches auf ihrem Grunde warte. Sein größter Wunsch aber war ein Gegner, der ihm zu scharfem Kampfe gewachsen war. Irgendetwas, woran er das unbestimmte, aber feurige Drängen in seinem Rachen, in seinen starken Muskeln und seinem kampffrohen Herzen auslassen konnte. Von solchen Wünschen gehetzt, folgte er der Spur von Bär und Luchs in hoffnungsvoller, doch fehlgeleiteter Begeisterung. Ein Bär hätte ihn in Sekunden erledigt. Aus einem Kampfe mit dem Luchs wäre er vielleicht als Sieger, aber durch die messerscharfen Klauen der großen Katze so verwundet hervorgegangen, daß seinen Sieges-

tag der Tod durch Verbluten abgeschlossen hätte. Bären und Luchse aber hegten zu viel Mißtrauen gegen ihn, um sich auf einen Kampf einzulassen, denn sie hatten ihn mit dem Bauern und dessen Gewehr gesehen. Auch wenn sie ihn jetzt allein trafen, waren sie überzeugt, daß Bauer und Gewehr irgendwo ganz nahe lauerten.

Natürlich gab es in den Wäldern und auf den Hochweiden andere Gegner, an denen der Hund seine Kampfwut auslassen konnte: Stachelschweine und Stinktiere! Der Hund aber war zu klug, um sich die Schnauze mit Stacheln spicken zu lassen, und für eine Begegnung mit dem Stinktier war seine Nase zu empfindlich. Deshalb wich er höflich und ohne Beschämung zur Seite, wenn er einem dieser unfreundlichen und eingebildeten kleinen Räuber begegnete, und hütete sich, ihren Hochmut zu verletzen.

An einem Frühlingsmorgen, das Grün der Birken war noch zart und durchsichtig, geschah es, daß er in vergeblicher Jagd auf ein Kaninchen weiter irrte, als sonst sein Wechsel war. Als er die Spur verloren hatte, wandte er sich mißmutig zur Seite und stand plötzlich vor einem Wurf junger Füchse, die vor ihrem Bau spielten.

Drei rötliche kleine Rollen verschwanden im Bau. Das vierte Junge aber, das eben mit geschlossenen Augen gähnte, als der Hund ankam, verlor kostbare Sekunden. Wohl sprang es jetzt

wie ein frischer Quell, aber zu spät. Ein Paar unbarmherzige Kinnbacken griffen die rote Bürste seines Schwanzes, hielten fest.

Obgleich noch Säugling, wehrte sich der junge Fuchs und versuchte brav nach seinem großen Feinde zu schnappen. Noch ein Augenblick — und sein Genick wäre im Rachen des Hundes knirschend zerbrochen.

Da kam die rote Füchsin, seine Mutter, zu Hilfe. Mit schrillem Wutgeheul warf sie sich auf den Gegner, ihre Fangzähne bohrten sich tief in sein Genick.

Der Hund ließ die Beute fahren und wandte sich mit tiefem Knurren an die tapfere kleine Angreiferin, deren jähe Wut ihn fast erschreckt hatte. Sie versuchte auszuweichen, aber er war zu schnell und bekam sie zu fassen, während das zitternde Junge sich im Bau verkroch. Der Großvater Bulldogg im Stammbaum ihres Gegners wurde der armen Mutter verhängnisvoll. Hätte er sie nur einmal ausgelassen, um einen neuen Griff zu nehmen, sie zum zweitenmal an verwundbarster Stelle zu schlagen, dann wäre sie ihm mit ihrer unglaublichen Schnelligkeit und Geistesgegenwart entgangen, hätte sich höhnend geflüchtet. Aber er ließ nicht aus, biß einfach zu, grub seine Zähne tiefer und immer tiefer. Die Füchsin riß und biß verzweifelt, bis das schöne Hundefell blutüberströmt war. Aber da er sie

selbst am Genick hatte, erreichten ihre scharfen Zähne kein edles Organ, noch konnten sie tief genug graben. Mit hartem Geheul öffnete sie plötzlich den Fang, mit Gurgeln endete sie, ihr Kopf sank nieder. Tief knurrend schüttelte sie der Sieger, um festzustellen, daß sie tot war, es konnte ja sein, daß sie sich nur verstellte! Dann ließ er sie achtlos fallen, umschlich und beschnüffelte den Bau und machte sich endlich daran, etwas enttäuscht heimwärts zu trotten.

Das war nicht genug Kampf gewesen, um sein Bulldoggenblut wirklich in Wallung zu bringen. Doch hatte dieser Kampf Folgen, die er nicht voraussah.

Etwa zehn Minuten später kam der Fuchsenpapa in sein Lager geschlichen. Beim Anblick seiner toten Gefährtin, die vor der Einfahrt hingestreckt lag, blieb er erschreckt stehen.

Dann stahl er sich heran, beschnüffelte minutenlang die Leiche. Während die Haare in seinem Genick zur Bürste wurden, machte er die Spur des Hundes aus . . . .

Später war er in den Bau geschlichen und hatte sich von dem Wohlbefinden seiner Brut überzeugt, war noch einmal zu seiner Gefährtin zurückgekehrt, um sie hastig und leidenschaftlich zu lecken, — dann heftete er sich an die Spuren des Hundes!



II

Der Hund lag gerade vor dem Zaune des Bauernhofes und leckte seine Wunden. Sie waren nicht tief, denn die tapfere Füchsin hatte ja ihre Fänge kaum gebrauchen können, aber es waren zahlreiche und scharfe Risse, die dem Hunde die Laune verdarben. Im Bauernhof war es still, die Mannsbilder arbeiteten auf dem Felde, das Weibsvolk im Hause. Nichts störte als ein paar Hühner, die auf der anderen Seite des Hofes im Stroh raschelten. Da legte der Hund, müde sich weiter zu pflegen, den Kopf zwischen die Pfoten und schlief ein. In diesem Augenblick erschien in wundervollem, lautlosem Satz ein großer roter Fuchs, kaum zehn Schritte vor ihm, stand da, eine Pfote gehoben, und beobachtete das schlafende Tier. In den glühenden Augen des Ankömmlings lag ein Ausdruck kalter Wut, eine Art Haß, die sich nicht von Leidenschaft hinreißen läßt. Diesmal war sein Augenblick noch nicht da! Der Kopf des Hundes lag ihm abgekehrt, sichtbar schlief er. Sorgfältig spähte sein Gegner die ganze Umgebung ab, um vor jeder Ueberraschung sicher zu sein. Dann schlich er auf buschigen Sohlen lautlos näher. Dieser Rächer dachte nicht daran, auf ungewisse Aussicht seinen Haß zu kühlen. Nur sein Feind sollte bestraft werden, nicht er selbst, noch die verwaisten Jun-

gen in seiner Höhle. Im offenen Kampf war er kein Gegner für den an Gewicht und Kampflust dreifach überlegenen Hund. Auch kannte er dessen Kampfart zu gut, einen unwiderstehlichen Biß, der nicht locker wird, solange Leben zuckt. Er hatte keine Lust unter diesem Biß zu verröcheln. Seine List, überlegene, weitsichtige Berechnung war es, worauf er seine Rache stellte. Die Klugheit des Hundes war nicht zu unterschätzen, aber der Fuchs hielt sich für weit überlegen.

Ein paar Schritte vor dem Hinterteil des Hundes blieb der Fuchs trotzdem stehen, zog die Beine unter den Leib und kroch wie ein Schatten näher. Vielleicht gelang es ihm, dem Feinde mit einem glücklichen Schnapper die Fesselsehne zu zerreißen? Aber gerade, als er anspringen wollte, bewegte sich der Feind, vielleicht auf einen Laut oder eine Witterung, die er im Unterbewußtsein aufgefangen, und die Zähne des Angreifers rissen nur eine blutige Spur über seine Flanke. Er sprang auf, stellte sich knurrend zum Kampf, aber der Fuchs hatte sich lautlos geflüchtet, wie er gekommen und starrte ihn jetzt aus sicherer Entfernung mit rachedurstigen Augen an. Tief knurrend machte der Hund sich zur Verfolgung auf. Vor ihm her floh der Fuchs, nicht seinem Bau zu, sondern mitten hinein in den Forst. Mit gesundem Wind und unermüdlichen Muskeln war der Hund für sein Gewicht ein tüchtiger Läufer,

aber der windschnelle Gegner konnte ihm in fünf Minuten schon aus Sicht kommen. Doch das lag nicht im Plane des Fuchses. Er griff wohl aus, als legte er alle Kraft in seine Flucht, aber es war Komödie, die der Hund in seiner Wut nicht durchschaute. Indem er seinen Feind in den Forst lockte, verfolgte der Fuchs einen finsteren Plan, der diesmal freilich mißglückte.

Während der Hund drauflosraste, kühlte sein Aerger ab. Nach fünfzehn Minuten anstrengender Jagd, die ihn der buschigen Rute nicht näher gebracht, fielen ihm wichtige Dinge ein, die er zu Hause erledigen mußte; ein Knochen mußte ausgegraben, ein anderer in die Erde versenkt werden. Auch fühlte er bisher keinen tieferen Groll gegen den Fuchs, dessen Erscheinen er mit dem flüchtigen, kleinen Abenteuer im Hochwalde nicht in Zusammenhang brachte. Ein Biß war keine unvergeßliche Beleidigung. Sein Schritt wurde langsamer. Der Flüchtling versuchte sich lahm zu stellen, aber ohne Wirkung, denn plötzlich wurde der Hund langsam, schnüffelte sorgfältig einen Busch ab, als hätte er dorther besonders interessante Witterung bekommen, drehte dann und trottete kaltblütig nach Hause. Ein paar Minuten lang starrte der Fuchs ihm unentschlossen nach, dann beschloß er, seine Rache zu vertagen.

Mit aller Sorge für die verwaisten Jungen be-

lastet, hatte der Fuchs trotz seines brennenden Zornes während der nächsten Tage keine Zeit den Bauernhof und den Hund aufzusuchen. Als die Brut dann endlich in eine andere, besser geschützte Höhle gebracht war, als er sie mit einem ganzen Kaninchen versehen hatte, von dem sie zehren konnte, machte er sich in tiefer Nacht wieder auf, seinen Feind zu stellen.

Im sanften Mondlicht lag friedlich der Bauernhof. Der Hund aber war nicht zu Hause, wahrscheinlich mit Kaninchenjagd auf der Weide beschäftigt. Voll bitterer Verachtung umschlich der Fuchs Hütte und Futternapf seines Feindes, fand ein paar vergrabene Knochen, die er ausgrub und bepißte! Dann stahl er sich davon, Geflügelhof und Entenstall ließ er unberührt, um die gefährliche Aufmerksamkeit des Bauern nicht auf sich zu lenken. Sein Feind würde die Ungeheuerlichkeit dieser Beleidigung empfinden!

Als der Hund, müde und taunaß, im ersten Dämmerlicht nach Hause kam, geriet er in einen Paroxismus von Wut. Seine scharfe Nase sagte ihm, daß die Beleidigung von demselben infamen Geschöpf ausging, das ihn kürzlich im Schlafe überfallen und zu einer fruchtlosen Jagd veranlaßt hatte. Langsam ahnte er, daß hinter diesen Feindseligkeiten mehr steckte als Gegnerschaft der Arten. Sein Groll fraß sich tiefer, wurde zu einer gefährlichen, unstillbaren Glut; als jeder Schritt

des Feindes ausgespürt, die Lage ihm gänzlich klar war, nahm er den Schwanz hoch und trat die Verfolgung an. Jetzt war die Fehde ehrlich und gegenseitig erklärt, er dachte nicht mehr daran, sich durch etwas zerstreuen zu lassen. Jetzt handelte auch er aus Rachedurst!

In der nächsten Nachbarschaft des Bauernhofs war die Fuchsenspur nahezu eine Stunde alt, aber bald wurde sie frischer. In der Hoffnung, verfolgt zu werden, hatte der Fuchs seinen Weg trödelnd zurückgelegt, hatte ein paar verspätete Mäuse gefangen, ein paar Käfer, die noch steif vom Nachtfrost waren, auch ein brütendes Perlhuhn, das über seinen Eiern schlief. Dann endlich sah er, vom Gipfel eines kleinen Hügels rückwärtsspähend, seinen Verfolger. Bewegungslos wartete er, bis der Hund ihn erblickt hatte. Dann rannte er los, auf etwa dreißig Meter führend.

Anfangs mochte man glauben, der listige Flüchtling hätte nur die Absicht, seinen schweren Verfolger abzuhetzen und so die Ueberlegenheit an Gewicht und Muskeln zu verringern. Denn mehr als eine Stunde lang führte er die Jagd kreuz und quer durch das schwierigste Gelände, wobei Leichtfüßigkeit und Ortskenntnis es möglich machten, daß er selbst wenig Kräfte ausgab. Trotzdem schien er nahezu erschöpft und sah aus, als würde er langsam aber sicher überwältigt. Sein Verfolger, der schwer keuchte, dem die Zunge weit

aus dem Maul hing, war auf ein Dutzend Meter herangekommen!

Zuletzt warf sich der Flüchtling, als suche er in Verzweiflung nach einer unzugänglichen Felshöhle, gegen die Wände eines niedrigen Steinbruchs. In voller Flucht, die den Eindruck machte, als sei sie der letzte Aufwand von Kraft, erklomm er die Höhe und verschwand jenseits des Kammes. Der Hund holte aus, aber statt geradeaus zu verfolgen, wie der Fuchs es erwartet hatte, hielt er an, als der Kamm erreicht war, stand, spähte nieder. Leicht war dieser Verfolger doch nicht in die Falle zu locken! Vor ihm gähnte ein Abgrund von wohl vierzig oder fünfzig Fuß Tiefe, zu dessen Füßen ein Gebirgsbach rauschte; doch daß der Fuchs ihn mit List an diesen Abgrund gelockt hatte, fiel dem Hunde nicht ein. Er glaubte noch immer, sein Feind hätte hier im Geröll irgendwo ein Versteck, und es war seine Aufgabe, dies Versteck ausfindig zu machen.

Da, ein paar Fuß tiefer unter ihm verschwand ein rötlicher Schatten im Geröll! Unverkennbar: die Witterung des Flüchtlings! Doch nur ein Geschöpf von beneidenswert sicherem Schritt konnte diesen Weg nehmen, für den Hund war er undenkbar. Der heulte empört, dann zog er sich zurück, zumal er feststellte, daß das Gestein unter ihm unsicher war, setzte sich auf seine Keulen und heulte zornigste Enttäuschung in den Nebel.

Während dieses Gefühlsausbruches wandte er zufällig den Kopf — da saß, auf einer Felsnase, nicht zwanzig Schritt weit entfernt, abermals der Fuchs und starrte ihn aus halbgeschlossenen Lidern feindlich an!

Zum ersten Mal empfand der Hund, daß er genasführt wurde, ein neuer, beschämender Eindruck für ihn. In blinder Wut machte er sich wieder an die Verfolgung.

Diesmal wählte der Fuchs eine neue Richtung über langen, brüchigen Felsgrat hin, in eine Felssperre hinein, die enger und enger wurde, bis sie eine Art Tunnel bildete. Hier hatte sich, vor Regen, Sturm und den Angriffen des honigschleckenden Bären gleich sicher ein abgeirrter Schwarm Bienen niedergelassen und zu einem riesigen Volke vermehrt. In dieser Morgenstunde waren die Bienen gerade fertig, auszufliegen, ihrem Tagewerk in der Sonne nachzugehen. Der Fuchs kannte die Gefahren dieses Durchgangs wohl, hatte sie oft genug aus der Ferne beobachtet, natürlich ohne sich ihnen auszusetzen. Jetzt zögerte er, wie in Not, bis der Hund hinter ihm keuchte. Dann stürzte er sich mit ungeheurem Satz in den Tunnel, streckte sich, den Bauch an der Erde, und brachte es zuwege, mit buschigem Schwanz die Waben wie mit einer Bürste zu streifen. Zwei oder drei Stiche in seinem Fell, ein paar Bienen in sein Nackenhaar verstrickt,

gelang ihm die Durchfahrt. Dann stürzte er in dichtes Gebüsch, um die Insekten abzustreifen. Hinter sich ließ er den Bienenschwarm in grenzenloser Erregung und zornigem Summen.

In diese Hölle flammender Bienenwut stürzte blind und dumpf der Hund. — Von jäh erregten Schmerzen heulend, kehrte er um und stürzte jammernd den Hügel hinab, von Kopf bis zu Füßen mit Bienen bedeckt, die Luft in seinem Rücken schwarz von wütenden Bienen.

Der reinste Zufall, denn er sah nichts mehr, ließ ihn durchs Dickicht brechen, in einen tiefen, vereisten Tümpel fallen. Befreiung von seiner Qual kam sofort, der Schreck brachte ihn wieder zu Verstand. Die Bienen, die an ihm hingen, wurden ersäuft, abgewaschen und von Frost gelähmt. Als er wieder an die Oberfläche kam, hingen sich wohl andere Glieder des feindseligen Volkes an ihn, aber die meisten der wütenden Bienen wußten nicht, wo er verschwunden. Der Hund versteckte seinen Kopf in einem Gewirr nasser Sumpfpflanzen und wartete dort, wohl beschützt, bis die Insekten der Verfolgung müde wurden. Als der Augenblick gekommen, war er selbst halb erfroren, kroch aber vorsichtig und hinkend im Dickicht hin, bis er einen Platz fand, auszuruhen und sich in der Sonne zu wärmen. Augen und Nüstern verschwollen, der ganze Körper brennend von Gift, das während dieser schreck-

lichen halben Minute in ihn hineingepumpt worden, trat er jammervoll seinen Heimweg an.

Von da ab brannte seine Wut gegen den Fuchs in siebenfacher Hitze, obwohl er noch immer nicht ahnte, daß sein pfiffiger Gegner ihn in den Hinterhalt gelockt hatte. Als der Fuchs das nächste Mal beim Bauernhofe erschien, nahm er die Verfolgung mit so wütender Leidenschaft auf, daß der andere tatsächlich kurze Zeit gezwungen war, um sein Leben zu laufen. Diesmal führte die Jagd in andere Richtung, talabwärts, in dunkle Sümpfe, die der Hund noch nicht erforscht hatte. Durch das Mißlingen seiner früheren Pläne enttäuscht und durch die tödliche Energie seines Feindes fast entkräftet, fing der Fuchs an, unruhig zu werden, wünschte die ganze Angelegenheit los zu sein. Während die Wut des Hundes täglich wuchs, wurde sein eigener Rachedurst geringer in dem Maße, wie der Kummer um seine tote Gefährtin sich milderte. Das Leben war voll von wichtigen Dingen, er hatte anderes zu denken, als diese Fehde.

Bestraft mußte der Feind aber trotzdem werden! So ging er heute geradewegs auf sein Ziel los, den grimmigen Verfolger eng an seinen Fersen.

Tief versteckt am Sumpfe lebte eine Bärin mit ihrem Jungen. Der Platz war unzugänglich. Durch ein Gewirr ineinander verflochtener Wurzeln und fauliger Baumstrünke mußte man sich hindurch-

kämpfen. Als es erreicht war, fand sich ein schattiges Nest, vor dem eine große Zeder Wache hielt. Hier lag die Bärenmutter auf trockenem Moosbett, säugte ihr Junges und spähte von Zeit zu Zeit ins Baumdunkel, als fürchte sie irgend ein Geschöpf, das sich heranpirschen und das Kleine von ihren Brüsten reißen könnte.

Als der Fuchs mit seinem lautlosen Gang erschien, schaute die Bärin nicht auf, sie leckte und liebkoste gerade das Junge. Der rote Schatten strich neben ihr durchs Moos und verschwand, ehe sie das Haupt heben konnte, doch ein Hauch scharfer Witterung verriet ihn. Geärgert und erschreckt warf sie das wimmernde Kleine hinter sich, saß aufrecht, als der Hund mit scharfem Gebell, kaum zwei Fuß vor ihr, einbrach. Aufs Haar hätte er sie angesprungen.

Bei aller Kampflust wünschte der Hund nicht, eine Bärenmutter zu reizen, die ihr Junges säugt. Er sprang zur Seite, versuchte den Weg, den er gekommen war, rückwärts zu nehmen. Die Bärin, trotz ihres massigen Körpers von merkwürdiger Schnelligkeit, hatte sofort den Rückweg abgeschnitten. Ganz verzweifelt versuchte er über einen fauligen Baumstrunk zu entkommen, erreichte ihn, sprang an — aber die glitschige Rinde bot keinen Halt — sein Sprung mißlang, seine Hinterbeine rutschten in schwarzen Schlamm zurück. Noch einmal versuchte er, die Muskeln geballt, den

Rücken phantastisch gebogen, das Hindernis zu nehmen! Aber während er noch kämpfte, weit offen das Maul, lechzend die Zunge, entsetzt und starr die Augen, — fiel eine große, schwarze Tatze nieder und zerschmetterte sein Rückgrat. In diesem letzten Augenblick erwachte das Bulldoggblut, erstickte jeden Schmerzensschrei, machte ihn stolz und tapfer. Niedergetrampelt, versuchte er noch einmal in die furchtbare Tatze seine Zähne zu schlagen. Gleich darauf lag er aufs Moos gestreckt, seine Gestalt war nicht mehr die eines Hundes. In Mutterwut heulte die Bärin und zerrte an dem leblosen Körper. Der Fuchs saß nicht weit, saß auf dem Hinterteil, sah zu und schleckte seine Kleinen.

DER ERSTE IM ZUG

Er war ein prächtiger Fisch, bei weitem der schönste im Teich. Wie schimmerndes Silber mit dem Blau von Damaszenerstahl sein Kopf, stark die Schulter, mit breitem Schwanzansatz und festen Flossen — so kam er frisch von der See.

Der Teich war tief und voll von klarem Ambralicht, denn der Strom gehörte zu den Wassern Neu-Braunschweigs, und diese Wasser sind trotz erlesener Durchsichtigkeit wie mit braunem Topas gefärbt.

Mitten durch den Teich zog sich der Fluß in starken, gemächlichen Wellen, hie und da mit Schaumkämmen geschmückt, die er von überwundenen Stürzen hertrug. Zu beiden Seiten aber lag das Wasser ruhig und schimmerte über weißem Sand.

Der prächtige Fisch war nicht allein. Eine stattliche Schar Genossen war ihm aus dem Meeresgolf gefolgt, und alle rasteten sie ihre Zeit in dem behaglichen Teich, ehe sie sich in neue Stromschnellen und schwere Wasser wagten. Keiner

aber konnte sich an Gestalt, Kraft und Schnelligkeit mit dem Führer vergleichen, so wenig wie an Schönheit der Farbenpunkte und an Schimmer der glänzenden Flanken. Dieser Arm des kleinen „Nordwest“ galt als einer der besten Lachsströme der Provinz. Trotz seiner Abgelegenheit war der Pachtpreis hoch, und man wandte viel Mühe auf, ihn zu schützen. Aber trotz aller Fallen gab es nicht wenig Wilderer, die zu ihm fanden.

Die Lachse aber, erregt von langer Reise durch Meereswasser und Schnellen, mit dem ersten Ahnen des Frühlings in ihrem Blut, dachten nicht daran, sich zu verbergen. Kaum im Teich, zeigten sie sich furchtlos, sprangen halben Leibes über die Fläche, streuten einen Augenblick lauter Silber in die Sonne und fuhren mit schwerem Platschen wieder zurück. All das war ein Lockruf für ihre Feinde, es dauerte nicht lange, und er ward befolgt.

Aus der schäumenden Mündung eines Baches, der sich in einen Teich weiter westlich ergoß, tauchte ein dunkles, geschmeidiges Tier von etwa vier Fuß Länge auf. Sein gestreckter, sehnig-muskulöser Körper mit ganz kurzen Beinen und einem kräftigen, spitzen Schwanz machte fast einen fischähnlichen Eindruck. Sein Kopf war kurz, mit starken Kinnbacken, die Augen hell und intelligent. Aus dem Schaum des wirbelnden Baches auftauchend, erkletterte es einen Felsen und lauerte, bewegungslos wie ein Stein über dem Teich, bis

es Lachse springen sah. Dann glitt es reibungslos, wie geölt, ins Wasser zurück.

Tatsächlich war der Otter im Wasser zuhause, wie irgend ein Fisch, nur daß er dann und wann zur Oberfläche mußte, um Atem zu schöpfen.

An Geschwindigkeit schlug er manchen langsameren Fisch wie zum Beispiel den fetten, faulen Döbel. Aber was er suchte, war der Lachs, da mußte er nicht nur schnell, sondern listig sein. Im Schutz von Felsblöcken und wucherndem Unkraut erreichte er den Rand des Teiches und glitt geräuschlos durchs Wasser, über das Lager der Lachse, die alle gegen den Strom standen. Jetzt stürzte er mit einer plötzlichen, heftigen Bewegung nieder, scharf auf den einzigen, lockenden Fisch gezielt, der seine Beute werden sollte.

Der Lachs-König hatte sich, als ahnte er das Unheil, leise bewegt. So hatte er, als der Otter niederstieß, den unschätzbaren Vorteil, schon in Bewegung zu sein. Den Körper in der Heftigkeit seiner Bewegung fast zusammengeklappt, schoß er zur Seite und entging seinem Schicksal. Aber ganz frei wurde er nicht. Die Zähne des Otters schlossen sich mit Schnappen im dicksten Teil seiner Schulter, gerade hinter den Kiemendeckeln. Ein kleinerer Fisch wäre ihm verfallen gewesen. Er aber, mit seinem großen Gewicht, ganz Muskel und elastische Energie, er riß sich los, eine blutige

Wunde an der Seite. Mit einem Schlage war er oben im Teich, mitten im weißen Schaum des Stromes. Der Otter war erfahren genug, seinen Angriff nicht zu wiederholen. Er begnügte sich mit einem kleineren Fisch, der in seiner Angst beinahe in seinen Rachen geschnellt war.

Der schwerverwundete Lachs ließ anfangs eine tiefe Blutspur hinter sich. Doch so schrecklich die Wunde war, schien sie seine Kraft nicht zu mindern und das eisige Wasser stopfte bald den Blutstrom, indem es die Enden der durchbissenen Adern zusammenzog.

Anfangs war der Lachs zu erschreckt, seinen Weg zu wählen und trieb stromaufwärts durch den weißen Gischt. Hier war aber das Wasser, vom Schaum, den es trug, flockig und voll Luft, sodaß er für seine Schwanz- und Flossenschläge keinen Widerstand fand. Viel Kraft wurde so vergeudet. Nach ein paar Sekunden jedoch kam er wieder zur Ueberlegung und suchte seinen Weg mit alter Klugheit. Die Fälle waren lang, steil und oft gebrochen. Ueber quer gelagerte Stein-Nasen, Riffe, Schleusen, reichten sie, oft ohne Unterbrechung Meilen weit. Für die Menschen am Fluß „schlechtes Wasser“, das sich auch in der besten Jahreszeit nur unter besonders günstigen Umständen im Kanu überschreiten ließ. Der Lachs nahm es gerade da, wo der Sturz am mächtigsten, aber am wenigsten gehemmt war,

denn im Fall reißender Ströme fand er seinen Halt. Bei diesem Schwimmen spielten seine Flossen eine verhältnismäßig geringe Rolle, bis auf die großen Bauchflossen und das breite Ruder an seinem Schwanz. Sein ganzer Körper, dies Bündel aus Muskeln und Nerven, wurde bei solcher Fahrt eine einzige Schraube.

Diese Reise aber kostete dennoch Anstrengung. Als der Fisch endlich durch all den Donner, das Krachen der Schaumwellen und Glitzern vielgebrochener, wirbelnder Lichter in eine Art Mulde im Fluß gekommen war, gönnte er sich, glückselig, eine kurze Ruhe. In diesem verhältnismäßig friedlichen Wasser konnte er seine Kraft für die nächste Etappe sammeln. Hier aber hatten ein paar gerissene Wasser-Parasiten ihre Zuflucht gefunden. Entzückt stürzten sie sich auf den großen Lachs und hefteten sich gierig an die Ränder seiner blutenden Wunde. Ohne davon zu wissen, trug er sie mit, als er sich wieder in den Strom warf und seine anstrengende Reise fortsetzte.

Bei der weiteren Fahrt durch die Fälle fand der Lachs keinen Ruheplatz mehr, so daß er erschöpft und zerschlagen war, als er endlich totes Wasser erreichte. Im ersten Teich mit sauberem Grunde — Schlamm und angeschwemmten Unrat haßte er — machte er Halt und legte sich, den Kopf stromaufwärts, die Flossen sanft gestreckt, ein paar Zoll hoch über sandigem Boden zur

Ruhe. Hier fanden sich bald die meisten seiner Kameraden zu ihm, die er im Ambrateich so plötzlich verlassen hatte. Zum Spielen waren sie alle zu müde, zum Fressen nicht aufgelegt. So lagen sie Stück bei Stück im ruhigen Teich, schläfrig, wie eben so viel fette Karpfen. Die Nacht war still und mondlos, mit großen Sternen und blauschwarzem Himmel, der sich im unbewegten Wasser spiegelte. Manchmal schlug ein blasser, flüchtiger Falter auf die glasige Oberfläche, bewegte sie mit seinem ängstlichen Flattern. Dann stieß wohl eine mächtige Forelle jählings empor und zog das Insekt in ihre Gurgel, oder sie schlug es mit dem Schwanz unter Wasser, ehe sie es ergriff und verschlang. Für Falter oder Forelle aber hatte der Lachs keinen Sinn. Wohl aber für ein seltsam schaukelndes Licht, das den Teich unruhig und erregend beleuchtete. Selbst im rosigsten Sonnenaufgang ihrer Ozeanheimat hatten die Lachse nie zuvor ein solches Licht ins Wasser tauchen sehen. Violett war es, mit rauchigem Gelb gemischt, und warf schwarze, irre Schatten. Alle Augen wandten sich aufwärts, suchten unruhig aber wie gebannt seine Quelle.

Hinter dem Glanz, der sich stromaufwärts bewegte, zog eine lange, schmale, dunkle Gestalt, die in jeder zweiten Sekunde mit dem Schwanz einen tiefen Schlag ins Wasser führte! Die Fische, auf ihrer ersten Süßwasserfahrt, hatten nie zuvor

ein Kanu gesehen, wohl aber im Ozean gelernt, jeder dunklen, langen, beweglichen Gestalt zu mißtrauen.

Durch das kräftige Licht aber waren sie zu gebannt, um einen Gedanken für die Gefahr haben zu können. Im Kanu saßen zwei Männer, Ansiedler, und während des Lachszuges Wilderer. Als Besitzer kleiner Bauernhöfe am Ufer des nächsten Stromes — ein Besitz, den sie nur dem Zufall rechtzeitiger Besitzergreifung verdankten — waren sie überzeugt, auf alle Fische in diesem Wasser ein Recht zu haben, Gesetz hin, Gesetz her, Regierung oder nicht Regierung! Und ebenso waren sie von ihrem Recht überzeugt, den Fisch auf irgend eine ihnen genehme Art zu fangen — Gesetz hin, Gesetz her!

So waren sie in dieser Nacht zu dem streng verbotenen Sport des Lachsstechens mit Fackellicht ausgezogen.

Der Mann am Steuer des Kanus brauchte sein kurzes, breitplattiges Paddel vorsichtig, um das Wasser nicht aufzuwirbeln. Der am Bug stand hinter der rauchenden Fackel aus geölter Birkenrinde, die Augen durch einen breitrandigen Hut gegen das grelle Licht geschützt, die Knie leicht gebeugt, und hielt seinen langen, mehrzinkigen Lachsspeer stoßfertig über die Bordwand. Diese Waffe war eher eine Gabel als ein Speer. Die Zinken waren aus scharfem Stahl. Fuhr die Gabel

nieder, dann spreizten sich über dem Rücken des Opfers ihre Zinken und hielten den glatten Körper, in dessen Mitte der Stahl sich bohrte.

Unter den Fischen, die dem qualmenden Köder zuströmten, bemerkte der Mann den Lachs-König, einen Fuß länger als alle Fahrtgenossen, und die schwarzen Menschenaugen funkelten vor Gier. Der Speerschaft zitterte in seinem festen Griff, die Knie bogen sich, sein ganzer Körper erinnerte an die Gestalt eines Tieres, das sich auf Beute stürzt. Der riesige Mensch kam beinahe unter das Kanu. Sein Speer fuhr nieder mit aller Kraft, die der Mann geben konnte, ohne das Gleichgewicht zu verlieren oder das leichte Fahrzeug allzu heftig zu erschüttern. Im nächsten Augenblick richtete er sich empor, fluchte durch die Zähne und sah den Speer wütend an, als wollte er Brennholz aus ihm machen. Er hatte vorbeigestoßen, er, der bewährteste Speerfischer am ganzen Fluß! Sein Kamerad am Steuersitz lachte höhnisch.

„Fahr runter nach Frederikton, paar Brillen kaufen, Bill!“ riet er ihm liebenswürdig.

Bill empfahl dringlich einen anderen Platz, wärmer als Frederikton, wo der andere hingehen könnte. Dabei glitt das Kanu weiter, so daß die Bewohner des Teiches ihre Aufregung vergaßen und wieder zur Ruhe kamen.

Der Speerfischer brauchte sich seines Mißge-

schickes nicht zu schämen. Die Wunde, die an Lachs-Königs Kräften zehrte, machte diesen fiebrig. Große Parasiten hatten sich darin festgesaugt und erzeugten eine brennende Hitze, von der all seine Nerven zitterten.

Der Glanz der Fackel hatte irgend eine dunkle Gier in ihm geweckt. Er wußte nicht, wozu, aber er wollte sie, wollte sie sofort. Als er auf einen anderen Fisch stieß, der dasselbe Ziel haben mochte, geriet er in eine Wut, die gar nicht lachshaft war, und warf sich mit hungrigem Unterkiefer auf den Rivalen. Dieser Angriff aus schlechter Laune rettete ihm das Leben, denn gerade in diesem Augenblick hatte der Mann im Kanu den todbringenden Speer geschwungen. Der Lachs fühlte einen harten Schlag nahe dem Schwanz, wo eine der Zinken ihn traf, und pflügte sich eilends in die Tiefe. Erschreckt, von seinem Verlangen nach der geheimnisvollen Flamme fast geheilt, wendete er sich wieder stromaufwärts und hielt nicht ein, bis zwischen ihm und dem Ort seines schmerzlichen Abenteuers Meilen lagen. Jetzt fühlte er sich schrecklich müde, viel müder als es der kurzen, wenn auch heftigen Anstrengung entsprach, die er hinter sich hatte. Er wußte ja nicht, daß die alte Wunde mit den gierigen Parasiten und die neue mit ihrem Blutverlust ihn aufrieben.

Aber gerade weil seine Lebenskraft angegriffen

war, trieb die Natur, auf die Erhaltung jeder Art bedacht, ihn an, möglichst bald die Brutgründe am Kopf des Flusses zu erreichen. So müde er war, setzte er nach kurzer Rast seine Reise fort, ließ sein Volk, fiebernd vor Eile, weit zurück. Die ganze Nacht über reiste er, am nächsten Tage ging die Sonne schon nieder, als er das große Becken am Fuß der Fälle endlich erreichte.

Zu jeder anderen Zeit hätte er hier Halt gemacht und gründlich ausgeruht, ehe er den schweren Aufstieg wagte. Diese Fälle waren das weitaus beschwerlichste Hindernis im ganzen Flusse, nur für die stärksten und furchtlosesten Fische aus dem Zug zu überwinden. Der verwundete Lachs aber war durch das Rauschen seines fieberkranken Blutes so gehetzt, daß er sich keine Ueberlegung gönnte. Aus der Mitte des Beckens hob er Kopf und Schultern einmal über das Wasser, als wollte er den kochenden Wall aus Weiß und Ambra erforschen. Dann warf er sich mit unerhörter Kraft wohl acht oder zehn Fuß hoch in die Luft, schwang sich in den Katarakt und schoß dann mit jener mächtigen, schraubenähnlichen Bewegung von Hals und Körper steil auf durch die fast senkrechte Wassersäule. Er hatte seine Kräfte überschätzt! Sie versagten im Dröhnen des Wasserfalls, der wie reiner Topas schimmerte, dessen Sturz so rasch war, daß man die Bewegung kaum sehen konnte. Im nächsten Augenblick war der

Lachs zurückgeschleudert, durch Gischt und quirlendes Wasser auf den Boden gedrückt.

Halb gelähmt rettete er sich in das tiefe, stille Wasser am Teichrand, um unter einem Felsstück seine Kraft wieder zu finden. Der Schmerz in seinen Wunden ließ ihn nicht ruhen, Parasiten und Fieber quälten ihn. Ist das Schicksal in Gestalt des Jägers einmal auf die Beute niedergefahren, auch wenn der Angriff nicht ganz gelang, dann ist das unglückliche Opfer fast immer für weitere Schläge gezeichnet. So trieb eigene Unrast den großen Lachs wieder auf, das Abenteuer von neuem zu wagen, lang ehe er sich gekräftigt hatte. Wieder hob er Kopf und Schultern über das Wasser und spähte den Katarakt hinauf, den besten Weg zu wählen. Während er so stand, sah er einen kleineren Fisch, der sich ins Sonnenlicht warf, eine Sekunde lang wie ein Stück Silber vor der schäumenden Mauer des Falles stand, dann triumphierend den Weg ins Brausen vollendete.

Das war zuviel! In herrlicher Wut schnellte er unter den Katarakt, sprang auf, flog durch schimmerndes Licht und gischenden Schaum in die Luft.

Es war ein prachtvoller Sprung. Zwei Fuß höher, als er beim ersten Versuch geglückt war und gewiß einen Fuß höher als der Sprung seines stolzen Vorgängers. Aber dennoch kein guter Sprung! Infolge der Wunde am Schwanz hatte

der Lachs falsch gezielt. An einer Seite der Ambrasäule, wo der Wasserstrahl zu dünn und zu brüchig war, ihm Halt zu geben, traf er den Fall. Krampfhaft schob und schraubte er sich hinein, aber das verräterische Element wich zur Seite, statt Widerstand zu geben. Er wurde fortgefegt, schlug gegen eine vorstehende Felszacke, sauste abermals auf den Grund. Diesmal war er nicht halb, sondern gänzlich betäubt, wurde sekundenlang widerstandslos wie ein Klotz, von der fallenden Flut überrollt und niedergetrampelt. Dann machte der Gegenstrom ihn frei, sanftere Wirbel trugen ihn an die Oberfläche des Beckens zurück. Hier kam er langsam zur Besinnung, nahm Richtung und ruderte mit schwachem Schlag zum stillen Ufer. Traumhaft fühlte er, daß er müde war. Traumhaft sah er durchs Dunkel seiner Erschöpfung die weiten Laichbetten aus weißem Kies, von eisigen Quellen übersprudelt, zu denen er strebte. Er hätte tiefere Wasser aufsuchen müssen! Jetzt aber ging sein Instinkt selbst fehl, — denn über ihn hing das Schicksal!

Blind und schwach kam er wieder empor, in seichtes Wasser, drehte sich unentschlossen und fühlte plötzlich ein grausames Gewicht, das an seinem Nacken hing, scharfe Zähne, die sich in sein Hirn bohrten. Mit einer mächtigen Zuckung befreite er sich von seinem Angreifer, damit war seine Kraft zu Ende. Diese Zuckung warf ihn

ins Seichte. Mit schwerem Klatschen fiel er in den Sand, die gräßliche Wunde an seiner Schulter lag frei im Sonnenlicht. Im nächsten Augenblick hatte der Feind, ein schlanker, dunkelbrauner Mink mit spitzer Schnauze und hellen, wilden Augen sich auf ihn geworfen, riß an seiner Gurgel. Er aber wußte nichts mehr von sich. Als der Jäger überzeugt war, daß seine Beute nicht mehr lebte, wollte er sie ganz ans Ufer schleppen. Hier in voller Sonne, am offenen Gestade, war es unmöglich, das Mahl mit Behagen zu nehmen, denn er liebte es nicht, vor den Augen der Oeffentlichkeit zu speisen. Im Verhältnis zu seiner Größe und seinem Gewicht war er ein Wunder von Kraft und sein Körper ein einziges Bündel riemenzäher Muskeln. Aber der tote Lachs wog schwer! Wohl konnte er ihn mit wilder Anstrengung ganz aus dem Wasser ziehen. Ihn das Gestade hinauf und in den Schatten der Büsche zu schleppen, war zuviel. So ließ er sich weise nieder, das Gewicht zu verringern und zugleich seine Energie zu stärken, indem er so viel als möglich von seiner Beute fraß, nicht ohne mißtrauische lauernde Blicke ins Dickicht! Ein Luchs konnte auftauchen und ihm den Braten aus den Fängen reißen!

Hoch über ihm, im wolkenlosen Blau, schwebte eine dunkle Gestalt, ein Vogel, der mit harten Augen aus Schwarz und Gelb zur Erde spähte.

Dies Geschöpf auf mächtigen Schwingen stand plötzlich still. Die herrlich gespreizten Flügel legten sich zusammen, der leuchtend weiße Kopf stieß vorwärts, wie ein Keil fiel der mächtige Vogel herab; durchs dichte Federkleid pfiff ihm der Wind. Dies scharfe Pfeifen hörte der Mink, mit wütendem Knurren sah er aufwärts. Aber während des Bruchteils einer Sekunde beging er einen Fehler, denn er glaubte, er hätte es mit einer Eule zu tun. In der Verteidigung seiner gesetzmäßigen Jagdbeute aber war er, als ein furchtloser kleiner Räuber, bereit, jeder Eule der Welt zu trotzen. Zu spät erkannte er seinen Irrtum, krümmte sich mit einem Wutgeschrei und sprang zurück.

Es war, als spränge er geradewegs in die Fänge des Adlers. Streittüchtig bis zum letzten Atemzug biß er energisch nach dem befiederten Körper über sich. Was er in die Zähne bekam, war nur ein Maul voll Federn. Dann griffen die stählernen Arme unbarmherzig zu, mit Fauchen ließ er sein Leben. Der stolze Vogel öffnete die Krallen und warf den schlaffen, braunen Körper ab, viel zu verwöhnt für so zähes sehniges Fleisch. Mit gehobenen Schwingen ließ er sich neben dem Lachs nieder, einen Fang in eitler Pose auf ihn gesetzt, als wollte er zeigen: dies ist mein Eigentum! Als wollte er jede Kreatur herausfordern, die ihm vielleicht die Beute streitig machte.

Dann machte er sich ans Mahl. Von Zeit zu Zeit hob er sein schönes, wildes, weißes Haupt, das mit Blut bespritzt war, und sah nach dem silbernen Leuchten, mit dem ein anderer Lachs seinen Sprung in den Katarakt tat.

Als er gut die Hälfte seines Wildbrets verzehrt hatte, nahm er den Rest in die Fänge, stieg mit schwerem Flügelschlag empor und flog dem einsamen Granitfelsen zu, auf dessen Spitze sein Horst lag.

KAMPFGENOSSEN

I

Es war ein grausamer Winter, der schlimmste, den der alte Bär je erlebt. Er hatte frühzeitig eingesetzt mit Frösten, die bis auf die Knochen bissen, daß die noch allzu saftigen Bäume in allen Aesten krachten und die feuchte Erde sich wie mit einer Stahlplatte schloß. Dann kam Sturm auf Sturm, der den Frost nicht milderte. Harter Schnee, der trocken wie weißer Sand war, trieb blendend nieder, wurde nicht harschig und lag bald so tief, daß selbst die langläufigen Elentiere bis zum Bauch einsanken. Jetzt bot auch der alte Kiefernforst keinen Schutz mehr vor dem rasenden Orkan, dessen Kälte sich bis in die letzten Dickichte fraß.

In froher Jugendzeit hatte der große schwarze Bär es von seiner Mutter gelernt, wie man den Winter vorbereitet. Mit Blaubeeren und Herbstfrüchten, mit Honig und saftigen Wurzeln aufgenudelt, hatten prächtige Fettpolster ihn immer schläfrig gemacht, sobald die Kälte nahte. Und

in irgend einer tiefen Höhle, unter Felsen und Wurzeln, hatte er sich dann zum Schlafen gelegt, die Schneewehen bis zum nächsten Frühjahr über sich hingehen lassen.

Seit jedoch das Alter ihn ruhelos und mürrisch gemacht, brauchte er zur vegetarischen Kost mehr und mehr blutigen Fraß. Seitdem war das Ueberwintern kein Fest mehr. Weibchen und Nachwuchs seines Stammes durchschlummerten die feindseligen Sturmmonate, indes ihn der Hunger unstet umherirren, spüren und hetzen ließ, und doch trug alle List ihm nicht soviel Beute ein, daß er mehr als eine armselige Unze Fleisch auf seinen Flanken getragen hätte.

Mitte Februar, als alle jagenden Tiere ringsum, Luchse, Füchse, Wiesel, Zobel, schon Not litten, erschienen mit grimmiger Gier neue Wilddiebe auf dem Plan. Von Norden kamen in Rudeln große, graue Wölfe heran, seit wohl fünfzig Jahren in dieser Ecke der Welt nur noch als dunkle Ueberlieferung bekannt.

Seit der Kindheit hatte unser alter Schwarzbär keine Furcht mehr gekannt. Jetzt aber bebte sein Herz, wenn er das Heulen, das furchtbare Belfern über Schneeöden hin vernahm; das Haar in seinem Nacken stand zu Berge, wenn er zufällig über die Spur eines Rudels hinwechselte. Angst und Haß quälten zugleich. Daß er ein halbes Dutzend dieser Eindringlinge abtun würde, wußte er wohl

und schloß, die Wölfe würden kaum eine Auseinandersetzung mit ihm suchen. Aber immerhin war es weise von ihm, ihre Spuren zu meiden. Die neuerwählte Zuflucht des Bären lag im Fichtenwalde, wo Dickichte seinen Schlummer schützten und vor dem Wind ein wenig Deckung boten.

Eines Tages aber zog er aus, um im Hochland, den ungerodeten Wäldern, bessere Zuflucht zu suchen. Ueber das offene Gelände hin erspähte er einen schwarzen Felszacken, dessen Abhang auf einer Seite schwer mit Geröll beladen war. Dorthin richtete er seinen Lauf und hoffte auf eine wärmere Höhle. Fand er eine schon bewohnte, um so besser, dann hatte er nicht nur ein Haus, sondern auch einen kleinen Vorrat an Lebensmitteln. Durch grauweiße Einsamkeiten, unter der niedrigen Kuppel des wolkigen Himmels, arbeitete er sich mühselig voran. In ihrer wilden, weißen Vereinsamung machte die Ebene den Eindruck einer nackten Granitplatte. Ein breitflügeliger weißer Habicht schwebte über den Fluren und folgte der Spur eines Wildes, das, selbst gepeinigt vom Hunger, eine darbende Maus jagte.

Im weiten Lande herrschten Hunger und Jammer. Ein paarmal hatte der Bär, während er durch die Oede zog, von fernher das Geheul der Wölfe erlauscht. In seiner eigenen Not achtete er nicht darauf, dachte nur mit leisem Neid an

die Beute, die diesen Jägern zufallen mochte. Ein Renntier vielleicht, ein riesiger Elenbulle, der ihnen nach schwerer Hatz reiches Mahl bot!

Seine hungrigen Augen trafen endlich frische Kaninchenspuren. Da erwachte seine Energie. Ganz flach, fast unsichtbar, huschte er über den tiefen Schnee hin, es war erstaunlich, wie gut das gewaltige Tier sich decken konnte.

Gerade jetzt aber, als seine Gier aufs äußerste gespannt, fing er im Chor der Wölfe einen seltsamen Ton auf. Das klang nicht wie das Jagdbellen auf leichtes Wild, da tönte etwas wie Haß, wie Herausforderung auf Leben und Tod und grimme Verachtung mit. Dieser Klang kam näher und näher!

Jäh blieb der Bär stehn, äugte mit bösem Brummen rückwärts, sein Herz, das eben noch vor Wut gebebt, stand plötzlich still. Diesmal war er selbst Wild!

Kämpfer bis zum letzten Blutstropfen, wollte er trotzen, wo er ging und stand. Er suchte das Dickicht ab, in dem sein Kaninchen versteckt war, dachte daran, es noch rasch zu verzehren, den Hunger zu stillen, ehe das Rudel über ihn kam. Aber da kam es schon angebraust, aus dem Forst nieder, ohne Zögern und Suchen auf seiner Spur! Welch eine gewaltige Horde! Die wollte ihn einkreisen, und bei einem Angriff von allen Seiten zugleich war kaum an Wehr zu denken. In langem,

rasendem Galopp keuchte er dem ragenden Felsen zu. Wenn er den erreichte .... So massig, so ungelenk der Bär aussah, er verstand zu laufen! Seine gewaltigen Kräfte überwanden spielend den brüchigen Schnee, der seinen Verfolgern größere Mühe machte. Hager und zäh, mit tüchtigen Lungen und eisernem Willen, mußte er den Felsen erreichen. Das Rudel folgte jetzt in grimmigem Schweigen, das fast bedrohlicher war als sein Heul-Chorus, kam immer näher, aber der Vorsprung genügte! Noch ein paar Sätze trennten den führenden Wolf von seiner gewaltigen Beute, als der Felsen erreicht war. Ihn zu erklettern war selbst für einen so gewandten Kletterer wie den Bären hoffnungslos, denn senkrecht fiel die Wand nieder. Aber immerhin fand er, was er vor allem suchte: eine Rückendeckung. Den Nacken an die Granitwand gelehnt, hob er sich auf die Hinterbeine, reckte die bewaffneten Vordertatzen und blickte den Verfolgern mit gefletschten Fangzähnen aus grün-flimmernden Sehern entgegen.

Ein paar Sprünge vor ihrem Ziel hielten die Wölfe und bildeten Kriegsrat. Solches Wild hatten sie nie gejagt!

Im Halbkreis aufgeschwärmt, umlauerten sie es mit keuchenden Lungen und glühenden Augen, zum Angriff noch nicht entschlossen. Der Bär wartete, sein großes Haupt leise wiegend.

II

Job Tatch, dem Trapper, war dieser aller Kreatur der Wildnis so schreckliche Winter nichts Schlimmes. Seine Hütte war fest gebaut, Massen von Brennholz lagen ringsum aufgeschichtet und sein Vorrat an Lebensmitteln zur Ergänzung der Jagdbeute mußte für Monate ausreichen. Daß das Wild immer seltener wurde, besagte für ihn weniger als für die vierläufigen Jäger, an Jagdtüchtigkeit und List konnte sich ja keiner mit ihm vergleichen. Von der Nase abgesehen, war er dem besten Raubtier überlegen, hörte so scharf wie ein junges Elen, sah nicht schlechter als der Luchs. Leicht, fast mühelos legte er auf den Schneeschuhen ungeheure Strecken zurück, sein Gewehr tötete auf so große Entfernug, daß das flüchtigste Wild noch kaum den Verfolger ahnte, wenn sein nie fehlender Schuß fiel. Diese Ueberlegenheit erkennend, folgten, trotz Angst und Haß, kleinere Jäger seiner Spur, suchten von seinem Witz heimlich zu nutznießen.

Dennoch geschah es, daß sich die Mächte der Wildnis, über die er sich Meister geglaubt, eines Tages gegen ihn kehrten, ihn niederwarfen.

Ein vergrabener Baumstamm griff nach einem seiner Schneeschuhe, als er wie auf Flügeln über die Fläche sauste. Kopfüber fiel er einen Abhang hinab und im Fall durchzuckte ihn Entsetzen! Er

hatte deutlich gehört, ehe er es noch fühlte, daß in seinem Bein knirschend ein Knochen zerbrach.

Dies bedeutete das Ende! In der Panik, die ihn plötzlich überfiel, hielt er es für das Beste, liegen zu bleiben, wo er war, die tödliche Kälte das Werk vollenden zu lassen. Bei einer Temperatur, die das Quecksilber im Glas gefrieren ließ, konnte es nicht lange dauern, bis er in ewigen Schlaf sank.

Dann wurde sein Kopf klarer, sein Wille, das Bewußtsein, Herrscher im Reiche der Wildnis zu sein, erwachten wieder. Nein, der weiße Tod, dem er so oft und so trotzig widerstanden, sollte ihn nicht besiegen, die Raubtiere, die er gejagt und gefangen hatte, sollten sich nicht von seinem Fleische nähren!

Der Trotz jagte wieder frisch und heiß durch seine Adern, brachte ihn in die Höhe und alle Qual entriß ihm nur ein Hohnlachen. So versuchte er, sich zu seiner Hütte zurückzuschleppen. Nach sieben Stunden unmenschlichen Ringens gegen den Tod, sieben Stunden voll erbärmlichster Schmerzen, hatte er die Tür erreicht, kletterte an seinen Schneeschuhen wie an Krücken empor und fiel über die Schwelle. Besinnungslos vor Müdigkeit wäre er fast in der offenen Tür eingeschlafen — dann wäre sein Feuer ausgegangen, der weiße Tod hätte ihn in seiner eigenen Burg besiegt! Noch einmal zwang er sich, vermochte

die Tür zu schließen, den Herd zu füttern, bis das Feuer aufloderte, dann sank er zu stundenlangem Schlaf auf den nackten Boden. Als er erwachte, fühlte er sich wieder Herr des Schicksals.

Von Chirurgie verstand Job nicht viel, aber der tüchtige Hinterwäldler weiß Auskunft in jeder Not. Sein Gedächtnis nach allem durchstöbernd, was er je von ärztlicher Kunst erfahren hatte, kam er auf den glücklichsten Einfall: aus Rinde und leichtem Holz schnitzte er Leisten, und nach langer Anstrengung glückte es ihm, das wahnsinnig schmerzende Bein einzuschienen.

Als er, kalten Schweiß auf der Stirn, dies tolle Stück Arbeit geleistet hatte, wurde er bewußtlos.

Qualvolle Wochen kamen für den armen Gefangenen des Winters. Nächte, in denen der Schmerz ihn nicht schlafen ließ, Tage, in denen die Mühe, Feuer zu unterhalten, ein wenig Nahrung zu bereiten, seine letzte Kraft verzehrte. Arbeit für Stunden war es, ein paar Klötze Holz an den Ofen zu schaffen, eine Tasse Tee zu bereiten. Aber er zwang sich durch — dann sah er mit Staunen, daß in all dem Leiden sein Appetit nicht schwächer geworden.

Das gab neues Entsetzen — sein Vorrat an Büchsenfleisch war verbraucht, ein paar Tage später ging es auch mit Mehl und Speck zu Ende. Rechnend und geizend setzte er sich auf immer kleinere Rationen, aber bei allem Darben

konnte er sich kaum drei Wochen noch am Leben erhalten. Wann sein Bein wieder gebrauchsfähig würde, ahnte er nicht, doch fühlte er deutlich, daß drei Wochen und drei Tage zur Kur nicht hinreichten. Das nahe gräßlichste Ende führte ihn nicht in Verzweiflung, aber er fühlte, daß irgendwie ein Kampf auf Leben und Tod begann.

Der Vorrat an Brennholz war zum Glück fast unerschöpflich. So konnte er rücksichtslos heizen, bei offener Tür Gewehr in der Hand in die Wildnis hinaus lauern auf einen Hirsch oder ein Renntier, das der Zufall vorbeiführen mochte. Nach langen Tagen der Enttäuschung zwang er sich mit übermenschlicher Anstrengung, in den Schnee hinauszukriechen und ein paar Fallen zu stellen. Aber der hilflose Mann zog eine breite Spur von seiner Hütte zur Falle, und das scheue Wild war klug genug, diesen Spuren fern zu bleiben. Außer der Strenge dieses Winters mußte es einen besonderen Grund geben, daß Wild so selten wurde. Dieser Grund wurde ihm bekannt, als eines Nachts durch die gewohnte Friedhofstille ein langgezogenes, vielstimmig-grelles Heulen kam, wie er es nicht mehr gehört, seit er vor Jahren am Mackenzie seine Fallen gestellt hatte. Wölfe! Er schleppte sich mühsam zum Fenster und kam gerade recht, das Rudel, eng geschlossen und gut geführt, über die Schneefläche brausen zu sehen. Das also hielt das Wild von seiner Tür fern! Wenn

es ihm glückte, einen der Wölfe zu erlegen, das Tier vor dem Hunger seiner eigenen Brüder zu bergen, dann konnte er vielleicht noch einmal ein bißchen Lebenskraft in seine Adern pumpen. Doch für diesmal war die wilde Jagd vorübergezogen.

Neue Tage schmerzlichen Harrens, die Qual des Hungers im Leib, irre, todtraurige Gedanken im Hirn, durchlebt der Einsame. Dann bringt ihn zum zweitenmal nahes Heulen des Wolfrudels in die Höhe. Sein Gewehr schußfertig, schleppte er sich an die Tür.

Noch war nichts in Sicht. Die Wölfe verbargen sich hinter dem Felsen. Nach ein paar Sekunden aber verriet ihm sein geübtes Ohr, daß sie ihren Lauf in anderer Richtung nahmen, daß sie nicht auf Schußweite, nicht einmal auf Sicht an seine Hütte kommen würden.

Er zögerte. Der Chor verriet, wie zahlreich das Rudel war. Mit dem gebrochenen Bein, das nur eine Last war, konnte er sich auf Kampf nicht einlassen. Dennoch entschied er: lieber fallen, als elend erfrieren und verhungern!

Das Magazin seiner Flinte war gefüllt, er schnallte den Patronengürtel um, griff zur Axt und schleppte sich auf allen Vieren um eine Felsnase, um einen Punkt zu erreichen, von dem sich das Jagdfeld überblicken ließ. Da stand, keine hundert Schritt weit ab, der aufgerichtete Bär und dicht um ihn das tobende Rudel!

Sein erster Gedanke war, den Bären zu schießen. Bärenfleisch wäre herrlich! Aber nein, er selbst würde keinen Bissen von der Beute bekommen! Er zählte die Köpfe der Wölfe, sah hinter dem ersten Rudel ein zweites, größeres anrücken. Er war in hoffnungsloser Lage. Nur um sein Leben teuer zu verkaufen, richtete er sich in einer Felsnische auf und stand zum Kampf gerüstet wie der Bär, den Rücken gedeckt.

Minuten vergingen, während der Bär auf seinen Keulen saß und den Feinden entgegenstarrte, die ihm, selbst unermüdlich, mit Lungen wie Leder, Zeit gaben, wieder zu Atem zu kommen. Sie berieten nicht. Zwischen dem Leitwolf und dem übrigen Rudel schien kein Meinungsaustausch zu sein. Dann aber, wie auf einen plötzlich gegebenen Befehl, sprang der führende Altwolf an — und mit ihm das ganze Rudel!

Der Leitwolf war größer, stärker als seine Kameraden — und klüger! Er kannte das unvermeidliche Schicksal des ersten Angreifers, ließ sich, fast schon in den Pranken des Bären, zurückfallen und geringere Wölfe in ihr Schicksal toben. Das nächste Tier in seiner Spur erlag einem Tatzenschlag, der ihm den Kopf in die Schultern trieb, aus seinem Leib eine Fleischmasse machte, die von den Kameraden eiligst zerfetzt und verzehrt wurde. Diesen tödlichen Streich hatte der Hauptwolf vermieden, jedoch



ein Feigling war er dennoch nicht. Im Augenblick, in dem der Streich fiel, drang er unter der aufgerichteten Tatze des Bären vor, bohrte seine Fangzähne mörderisch in die ungedeckte Flanke, riß eine tiefe Wunde, doch seine Kühnheit wurde rasch bestraft. Ehe er sich zurückziehen konnte, traf ihn die linke Tatze des Bären, dann lag auch er mit zerbrochenem Rückgrat unter den Füßen seiner Kameraden. Als er verschwand, wurde auch die schwarze Gestalt des Bären, von einer Welle aus Wolfsfell gleichsam überflutet, unsichtbar. Im nächsten Augenblick aber brach diese Welle und rollte zurück. Füße in der Luft, Rücken gebogen wie Säuglinge, flogen ein paar Wölfe in den Schnee, mit glühenden Augen, Rachen und Schultern rot von — eigenem Blut und Freundesblut. Der Bär richtete sich wieder auf. —

„Brav, Kamerad!" schrie Tatch, der über so erfolgreichem Kampfe alle Vorsicht vergaß.

Sein Beifall galt anscheinend dem Bären nichts, denn dessen Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, mit federnden Streichen die nachrückenden Wölfe in Schach zu halten. Wölfe aber, die an den Rändern des Schlachtfeldes lungerten, hörten ihn, und ihre flimmernden Augen wandten sich jetzt der Gestalt des Mannes zu. Wohl zwanzig zugleich warfen sich auf ihn. Job Tatch hatte kaum Zeit zum zielen, hinter der ersten Schlachtreihe tauchten schon neue Wölfe auf. Sein Gewehr

sprach, so schnell der Hahn nur arbeiten konnte, die vordersten Wölfe fielen. Drei Wölfe aber führten den Kampf durch! Einen noch erledigte Tatchs Kugel, die anderen waren an ihm, ehe er repetieren konnte. Einem zerschmetterte er mit dem Gewehrkolben die Schulter, der andere verbiß sich in sein Bein. In das gebrochene Bein — Job Tatch lachte Hohn, denn die schrecklichen Fänge arbeiteten mit all ihrer Wut nur in Holz. Seine Axt fuhr nieder, ein Purpurstrom floß in den Schnee, der Wolf ging den Weg seiner Kameraden.

Triumphierend blickte der Mensch aus, zu sehen, welche Arbeit der Bär tat. Dort war die Schlacht noch im vollen Gange. Noch ragte das schwarze, blutüberströmte Haupt aufrecht über dem tobenden Pack, noch mähten die furchtbaren Pranken! Aber jetzt kam eine neue Horde, den ermatteten Stammesgenossen zu helfen — der tapfere Alte mußte bald besiegt sein! Wieder griff er zum Gewehr, füllte das Magazin, dann spritzte Blei unter das neue Rudel.

Das Knattern der Büchse und ihre tödliche Wirkung schafften dem Bären Luft. Was an Wolfsreserven noch eingesetzt wurde, war nicht mehr kampfentschlossen. Ohren wandten sich dem knatternden Gewehrfeuer zu, Augen starrten nach der Gestalt des Mannes, der aufrecht in der Nische stand, dann klemmten sich die buschigen Ruten zwischen die Hinterbeine; wie

von einer drohenden Stimme gerufen, drängten die Räuber sich eng zusammen, und plötzlich war ihr Rückzug eine atemlose Flucht.

Auch der Bär hob jetzt das stolze, blutende Haupt und sah mißtrauisch zu Job Tatch. Ein neuer Feind? Er war zu neuem Kampf bereit!

Job Tatch hob langsam die Flinte.

„Bär schmeckt besser als Wolf," murmelte er. Dann ließ er die Waffe sinken.

„Nein, Kamerad, wäre schlechter Dank, haben brav zusammen gekämpft! Und tapfer warst du! Geh zu, nur komm mir nicht wieder so nah!" Der Bär machte sich langsam davon, als hätte er den Rat seines Kampfgenossen verstanden. Dann verließ auch Tatch seinen Posten. Ein bißchen schämte er sich der Sentimentalität, die dem Bären das Leben geschenkt hatte. Dann aber rechtfertigte er sich vor dem eigenen Jägergewissen.

„War nur noch ein Bündel Knochen der alte Bär! Altes, zähes Biest. Junger Wolf wird besser schmecken, wenn er tüchtig gekocht ist."

Mit seinen Trophäen erreichte er langsam das Blockhaus, über seinem harten Gesicht lag es wie Triumph. Er hatte ein geheimnisvolles Bild vor Augen: unsichtbare Mächte der Wildnis, so grausam gegen ihn verschworen, sah er schwer geschlagen auf der Flucht.

ERDHÖRNCHEN HECKY

Aus seiner alten Wohnung vertrieben, die warm und behaglich war, glitt Hecky, das gestreifte Erdhörnchen, mißmutig über die Matten hin und suchte fürs neue Heim Platz. Auf der sonnenbestrahlten Wand an einer Steinmauer, die den Buchenwald von der Hochweide trennte. Er hatte Niederdrückendes hinter sich. Ganz zufällig hatte ein bösartiger Bastard-Terrier aus dem nächsten Bauernhof den engen Eingang zu seinem Untergrundpalast entdeckt und hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihn auszubaggern. Es war dem Hund vergebliches Bemühen, einmal, weil der Eingangsstollen seine vier Meter lang war und wohl drei Fuß weit in die Tiefe führte, vor allem aber weil das Wohnzimmer einen anderen Eingang besaß. Als Abkömmling eines Dachshundes — denn ein solcher Aristokrat fand sich unter den Vorfahren des Terriers — hatte der Störenfried gewaltig viel Arbeit getan, ehe er einsah, daß alle Mühe zu keinem Ziel führen konnte. Als er, Augen und Fell voll Erde, den Kopf aus der Höhle hob, begrüßte ihn Heckys schrilles

Geschimpfe, und enttäuscht hatte er sich anderen Unternehmungen zugewandt. Aber . . . .

Spätnachmittag war es gewesen, da war gegen Abend eine Familie von Stinktieren vorbeigekommen und hatte ohne weiteres die geräumige Höhle bezogen, als hätte der Terrier eigens für sie gegraben. Faule Erdarbeiter waren diese Stinktiere zwar, aber nicht auf den Kopf gefallen. Den Vorteil, den der Zufall bot, wußten sie auszunutzen, hatten die Arbeit des Hundes vervollständigt, bis sie Heckys Wohnzimmer erreichten. Als Hausgenossenschaft für Erdhörnchen kamen die Stinktiere nicht in Frage. Ihm blieb nichts übrig, als den gewaltigen Eindringlingen zu weichen. Mit seiner ganzen Familie hatte sich der arme kleine Kerl davonstehlen müssen, ins tiefe Schweigen des violetten Dämmerlichts hinein. Alle wußten, daß die Dämmerung ihnen besonders gefährlich war und hatten sofort die Höhlen befreundeter Nachbarn aufgesucht. Aber es war eine nervenaufreibende Nacht für Hecky geworden. Als kaum das erste Sonnenlicht nächtliche Jäger wie Fuchs und Wiesel in ihre Verstecke getrieben hatte, machte er sich auf die Wohnungssuche; denn eine Erdmaus ohne Quartier ist dem plötzlichen Tode unheimlich nahe. Auf der Suche nach einem passenden Bauplatz glitt er an der alten Steinmauer hin. Im Frühlicht waren viele andere Erdmäuse unterwegs, einen Morgentrunk frischen

Taues zu nehmen. Sie spielten oder fouragierten unter den Blättern, jagten sich in tollem Uebermut die Mauer hinauf oder zirpten und schnatterten einander die Freude an diesem köstlichen Tage zu. Hecky fühlte sich einsam. Sie hatten alle ihr sicheres Dach, er war ein Ausgestoßener, Höhlenloser. Zu groß war seine Not, als daß er im Augenblick Hunger spürte. So kam es, daß er als der Wachsamste zuerst einen Habicht erspähte, der verstohlen über den Zweigen einer Birke rauschte und plötzlich wie ein Pfeil niederstieß. Heckys durchdringender Alarmruf rettete der einen oder anderen Maus — denn alle verschwanden wie der Blitz — ihr kostbares Leben.

Als der Habicht verschwunden war, klärte Hecky weiter das Terrain auf und fand einen leidlichen Platz, der seine Zukunft beherbergen sollte und nicht übervölkert war. Auf der weißen Seite der Mauer kam ein großer Erdmäuserich aus seiner Höhle, kletterte die Steine hinauf und schnauzte den Fremdling ungnädigst an. Hecky fühlte sich nicht beleidigt, ein Fremdling war er und mußte die Folgen tragen. Aber mit diesem Zustand mußte sobald wie möglich ein Ende gemacht werden, und so entschloß er sich, auf der anderen Seite der Mauer, gerade dem Grobian gegenüber zu siedeln. Hier schien alles sicher, kein Habicht, kein Fuchs war zu sehen. Rote Eichhörnchen und blaue Häher raschelten sorglos und glückselig in

den Büschen, ein sicheres Zeichen, daß kein Räuber zu fürchten war. Von der Weide her kam friedlich das „Tongting Tongting“ von den Glokken rotweißer Kühe. Mit einem befriedigten Zirplaut — es klang wie „schirr“ — wollte Hecky sich an die Arbeit machen, als er plötzlich sah, wie alle andern Mäuse mit großem Alarm in die Löcher flohen. Ihr Signal bedeutete, daß ein großer Feind sich genaht, der meistgefürchtete Feind ihres Stammes, ein Wiesel! Vor diesem Verfolger gab es nur eine Zuflucht, die Erdmaushöhle, deren Eingang so eng war, daß das Wiesel sich nicht eindrängen konnte. Hecky aber war höhlenlos — während er bebend vor Angst einen Fluchtplan entwarf, sah er plötzlich das lange spitze Gesicht und die grausamen Augen des Jägers kaum zehn Fuß weit vor sich. Dies brachte ihn zum Denken. Wie ein elektrischer Funke sprang er die Mauer hinauf, kam auf die Wiese, schlüpfte wie ein Aal in die Höhle einer fremden Erdmaus. So nah war ihm das Wiesel, daß er das Schnappen seiner Zähne an seiner Schwanzspitze hörte. Hecky wußte wohl, daß er als Fremdling, ganz besonders als Mitglied einer anderen Kolonie, schlecht aufgenommen würde. Deshalb hielt er sich dem Eingang nah und machte sich so klein wie möglich — vielleicht würde der Eigentümer dieser Höhle ihn gar nicht bemerken. Aber diese Hoffnung war vergeblich. Sofort er-

schien der Hausherr, fuhr mit weit offener Schnauze auf Hecky los. Den zwang sein Verstand, sich sofort zurückzuziehen. Aber solang er ein Wiesel vor der Höhle wußte, mißachtete er alle Regeln der Etikette. Mit dem Mut der Verzweiflung nahm er den Angriff auf, und sekundenlang war der Stollen voll von Zirpen und Schreien und fliegenden Haaren. Als Hecky sich weigerte den Bau zu verlassen, um nicht von dem Feinde vor der Höhle gefrühstückt zu werden, holte der Hausherr Verstärkung herbei. Mit einer ganzen Familie konnte Hecky nicht disputieren, er huschte zum Eingang zurück und steckte seine Nase in die Luft. Des Wiesels Witterung war noch da, das Tier selbst aber verschwunden. Sekundenlang stand Hecky zwischen Tür und Angel, dann hörte er Füße hinter sich, tat einen kühnen Sprung und verschwand in einer Mauerritze. Hinter ihm tönte pöbelhaftes Geschimpfe der ungastlichen Stammverwandten, so pöbelhaft, daß es ihm keiner Erwiderung würdig erschien. Der Lärm war dennoch gut, denn da er das Wiesel nicht zurück rief, konnte man die Gegend jetzt als gefahrlos ansprechen und wieder an die Arbeit gehn.

Er fing an, ein rundes Loch zu schaufeln, das etwa dreiviertel Zoll im Durchschnitt maß. Scharf und widerstandsfähig mußten die Ränder werden, jeder Krümel mußte verschwinden. Die packte der rüstige Architekt in seine weiten Backen-

taschen und schleppte sie zum Busch, ein gutes Dutzend Menschenschritte weit. Er war nicht so unvorsichtig, auf dem Gras an seiner Eingangstür lose Erde zurückzulassen, es durfte nicht einmal zwischen Baugrund und Busch seine Spur zu finden sein. So machte er die Reise hin und her in großen Sätzen, mit Sprüngen nach rechts und links, und endlosen Mühen. Der Schacht, den Hecky so leidenschaftlich fleißig grub, führte senkrecht in die Tiefe. Vier oder fünf Zoll unter der Erde wurde ein Raum angelegt, in dem man sich bequem umdrehen konnte. Von jetzt ab konnte er mit größerer Freude und Sicherheit an seinem Werk arbeiten, denn da er vollständig verborgen war, brauchte er nicht jede halbe Minute nach Feinden auszuschauen. Aber noch nahezu vier Fuß tief trieb der fleißige Bergmann seinen Schacht, grub dann im rechten Winkel weiter und baute einen Querstollen, der in ganz langsamer Steigerung zur Mauer ging. Jetzt, nachdem eine Zuflucht geschaffen war, ein Platz, den er sein Eigen nennen konnte, fühlte er endlich, daß er Hunger hatte. Ein solches Bündel aus Willen und kribbelnden Nerven wie die Erdmaus kann nicht lange ohne Nahrung aushalten. Bald saß er ausschauend oben auf der Mauer, ließ friedlich seinen buschigen Schwanz hängen, schmetterte die Proklamation seines Hausherrntums in die Weite und machte sich an eine hastige, aber den-

noch gründliche Toilette, indem er die Erde aus Haaren und Pelz kämmte. Seine sichere Miene hatte die Wirkung, daß keine der rings ihr Leben genießenden Mitmäuse daran dachte, ihn als Fremdling zu verjagen.

Ein vollkommener Stutzer, mit glatten, seidigen Haaren und gelecktem Bart, sprang Hecky von der Mauer hinab und suchte Nüsse unter dem nächsten Baum. Aber dieses Feld war scheinbar gründlich abgeerntet, er mußte tiefer ins Wäldchen hinein. Hier fiel blanke Herbstsonne durch gelbe Blätter, hier war kein Wind, durch die Zweige strolchten Häher und kreischende Eichhörnchen, von Zeit zu Zeit klatschten Nüsse nieder, so reif, daß sie von selbst aufsprangen. Hecky hatte rasch und angenehm seinen Hunger gestillt, dann, als Mann der Vorsicht, füllte er einen Vorrat für geraume Zeit in seine Backentaschen.

Während er so beschäftigt war, warf sich ein dicker Häher aus den Bäumen nieder, fixierte ihn mit großen, dummen Augen, schnarrte grell und unternahm endlich mit offenem Schnabel und gehobenen Schwingen einen Angriff. Hecky aber wußte, daß der Häher ein niederträchtiger Bluffer ist, ein lächerlicher Komödiant, und beschäftigte sich ruhig weiter mit seinen Nüssen. Sekundenlang umtanzte ihn der närrische Vogel, der immer zorniger wurde, da er keinen Eindruck machte. Es sah aus, als würde er sich zum Aeußersten

hinreißen lassen, den buschigen Schwanz des Erdmäuserichs zu zwicken. Da kamen von den wachestehenden Hähern stürmische Warnungssignale, im nächsten Augenblick hatte ein Chor schriller Stimmen sie aufgenommen. Der Häher flog auf einen bequemen Ast, und Hecky, der einen Habicht fürchten mußte, verschwand unter einer Wurzel. Von einem Habicht keine Spur — aber es saßen zwei andere Häher im nächsten Baum, die auf irgend etwas am Boden niederschimpften. Ihr Ton verriet, daß es ein Fuchs war! Gegen Fuchs ist Wurzel kein Schutz — mit einem Husch gings um den Baumstamm herum, auf die Flucht zur Mauer. Fuchs aber erspähte Mäuserich! Das wurde eine verzweifelte Hatz, aber Hecky gewann. Gerade als der Fuchs ankam, verschwand er in seiner Höhle, auf deren Grund er zitternd liegen blieb. Er hatte nicht bedacht, daß sein unvollendetes Bauwerk statt einer Zuflucht Falle werden könnte. Der Fuchs ist ein guter Gräber, Heckys Herz schlug wild. Er drückte sich ganz an den Rand des in Angriff genommenen Stollens, daß der Fuchs ihn nicht sähe und seine Lage nicht ganz erkenne.

Wäre der Fuchs jung und unwissend gewesen, — oder temperamentvoll genug, um sich einer großen Anstrengung zu widmen, — so wäre Heckys Laufbahn jetzt zu Ende gegangen. Aber der Fuchs war ein Weiser. Er wußte, daß Erd-

mausheime nicht nur tief und kunstvoll gebaute Schächte, sondern auch immer einen Ausweg haben. Daß sein Fall eine Ausnahme war, konnte er nicht wissen. So machte er ein mißvergnügtes Gesicht, blickte rund um, zu sehen, ob er den Flüchtling nicht gerade am Hintertürchen fassen könnte, dann trottete er gleichgültig von dannen.

Der Plan, den Hecky in seinem klugen kleinen Kopf ausgearbeitet hatte, ging dahin, den Hauptraum direkt unter die Mauer zu legen, der rückwärtige Ausgang sollte jenseits der Mauer ins Weideland führen. Ueber dieser Arbeit aber wurde er abermals hungrig und erinnerte sich jetzt an Vorräte, die in der alten Höhle zurückgelassen waren. Ein Teil, in engen Seitenkammern untergebracht, mußte vor den eingedrungenen Stinktieren sicher geblieben sein, denn diese Gäste hatten kein Interesse an Nüssen, Getreide und Wurzeln. Vielleicht konnte er durch ein bißchen Tunnelbau zu seinen Schätzen gelangen, ohne mit den Usurpatoren in Berührung zu kommen.

Verschiedene Mitglieder seiner Familie aber waren Hecky zuvorgekommen, hatten sich aus dem hinteren Korridor einen direkten Weg zum Hauptraum gegraben und waren, sicher vor der Pest der Stinktiere, tüchtig beim Tafeln. Hecky folgte ihrem Beispiel, bis sein Hunger gestillt war, dann führte er die ganze Familie mit vollgestopften Backentaschen ins neugebaute Heim.

Zwei oder drei Tage später war der ganze Bau vollendet, waren die erreichbaren Vorräte sicher aus der alten Höhle herübertransportiert. Das Wohnzimmer, etwa zwei Fuß lang, aber sehr viel schmaler und sicher einen Fuß hoch, war mit einem dicken Lager besten, seidigen Grases bedeckt; es lag unmittelbar unter der Mauer und hatte Seitenkammern, die vermehrt und vergrößert werden konnten. Ein zweiter Stollen führte schräg in die Tiefe und endete in einem andern Schacht, der in seiner Anlage dem ersten entsprach. Dieser Ausgang mündete in die offene Weide jenseits der Mauer, seine Heimlichkeit war durch fettes Weidegras geschützt.

So untergebracht ging Hecky mit dem Rest seiner Familie, denn ein Teil hatte sich inzwischen emanzipiert, ohne Widerstand in der Gemeinsamkeit neuer Nachbarschaft auf. Erdmäuse sind im allgemeinen freundliches Volk, das den Zugereisten keine Feindseligkeiten zeigt. Gemeinsam vergnügte man sich, an Nüssen war in diesem Herbst kein Mangel; die Vorräte in den Seitenkammern wuchsen, bis der Winter keine Schrecken mehr hatte. Um die Kost aufzubessern, diente ein vernachlässigter Obstgarten, wo braune Heuschrecken und verspätete Grasmücken im Ueberfluß lebten.

Doch sollte Hecky, den das Schicksal einmal in seine Schule genommen hatte, nicht ohne wei-

tere Prüfung in den friedlichen Winterschlaf eingehen. Es erschienen eines Tages ein Hund mit zwei Knaben, die nichts Besseres zu tun hatten, als die Mäuse mit Steinen zu werfen. Ohne Gewehre waren die Knaben harmlos, denn das muß eine schlechte Spitzmaus sein, die solchem Steinwurf nicht entgeht. Der Hund aber war ein anderer Feind! Hunde graben und ruinieren die schönsten Haustore; dann wurde Alarm geblasen, alle Erdmäuse verschwanden in ihren Höhlen. Während die Knaben sich auf die Mauer setzten und Aepfel verzehrten, geriet der Hund ganz zufällig an Heckys Haupteingang, beschnüffelte ihn und gab Hals. Die Knaben sprangen von der Mauer und hetzten ihn, dieser Hund aber hatte keinen Dackelgroßvater und verstand nicht, zu graben. Da gerieten die Knaben auf die Idee, Hecky in seinem eigenen Haus einzusperren. Nicht aus Grausamkeit, mehr aus Freude am Experiment. Hier war eine geheimnisvolle Höhle, in der etwas Lebendiges steckte — was war natürlicher, als dies Etwas zu töten, zu sehen, was daraus wurde! Während der Hund sie bellend und voll Bewunderung ihrer Kühnheit umsprang, griffen sie nach einem Stock und rammten ihn in die Höhle ein. Zu ihrem Entzücken drang der Stock wohl vier Fuß tief ein!

„Der Kerl hat eine ordentliche Höhle!“ jubelte einer der Buben und bohrte tiefer. Der Hund

tobte Beifall. Dann zogen sie den Stock heraus und prüften seine Spitze. Es war kein Blut daran; alle sahen enttäuscht aus. Der Hund ließ betrübt den Schwanz hängen.

„Diesmal haben wir vorbeigestoßen. Aber dem werden wir's besorgen, dem Lumpen!" drohte der Bengel und machte sich wieder an die Arbeit.

Mittlerweile war Hecky, voll Neugier und Energie, durch sein Hinterpförtchen auf die Mauer geklettert und schaute mit wütendem Zirpen zu, wie er selbst gemeuchelt wurde.

„Schau Dir nur die Maus an!" rief der Bube Jim, „die verhöhnt uns noch!"

Darin hatte er Unrecht. Hecky meinte seine Flüche und Verwünschungen ernst und dachte nicht an Hohn. Natürlich nicht, denn er mußte sich jetzt, als die Feinde müde geworden, daran machen, sein Haus wieder in Ordnung zu bringen. Es fiel ihm sauer, denn er und all seine Angehörigen fingen, dem Winter nahe, an schläfrig zu werden und als drei Tage vergangen waren, war der Schacht noch immer nicht repariert. In diesem kritischen Augenblick erschien der furchtbarste aller Mäusefeinde — und traf Hecky ungerüstet an. Eine schwarze Schlange, in diesen Herbsttagen voll Lebendigkeit und selbst auf der Suche nach einem Winterquartier, machte Heckys Rückzugstor in der offenen Weide aus. Sofort entschlossen, ringelte sie sich hinein und begab

sich ins Wohnzimmer, überzeugt, daß sie eins der Familienmitglieder zu Hause antreffen würde.

Ja, sie waren daheim, Hecky und drei seiner Nachkommen! Als die schreckliche, schwarze Gestalt, geräuschlos, biegsam und fast unsichtbar in ihr Eßzimmer glitt, geriet die Familie in panische Verzweiflung. Auf Heckys Töchterchen, ein unerfahrenes junges Ding, fiel der Schlangenblick zuerst. Eine Sekunde lang war sie wie hypnotisiert, fand sich dann zum Leben zurück und flüchtete schreiend in den alten Stollen, der zum, ach, verschlossenen Vorderschacht führte, die Schlange hinter sich! Ein kurzer Prozeß, das Opfer wehrte sich kaum, die Angst nahm ihm Atem und Kraft. Nach zwei oder drei Minuten schon steckte sie bis zu den Schultern im Schlangenhals.

Hecky und sein überlebender Nachwuchs hatten sich auf die Mauer gerettet. Hier aber ermannte sich Hecky, der Veteran aus vielen Schlachten, fühlte sich wieder als Familienhaupt und zog kampfentschlossen in den Bau zurück! Daß er sein Lieblingskind nicht mehr antraf, wußte er wohl. Das Geräusch eines saftigen Mahles, das ihm aus den Tiefen seines Baues entgegenklang, verriet ihm, daß sein Kind im Augenblick eine düstere Bestimmung erfüllte. Bei diesem Geräusch aber stieg seine Wut, und im Moment, in dem er hörte, daß der Mörder mit gewaltigem Bissen in der Gurgel kampfunfähig war, glitt er in den

Stollen ein und biß gerade über dem Schwanzansatz das Rückgrat der Schlange entzwei! Der lange, platte Körper bäumte und wand sich, aber im engen Stollen war kein Raum, sich zu verstecken. Furchtlos rückte Hecky vor, fiel dem Reptil ins Genick. Ganz flach an dessen Körper gepreßt, biß er sich fest, daß selbst wildestes Zucken ihn nicht abschütteln konnte, und der gefährliche Schlangenrachen war jetzt machtlos. Wie eine Ratte nagte Hecky mit seinen spitzen Zähnen drauf los, bis diese Zähne im Hirn des Todfeindes wühlten! Jetzt ließ das Ringeln und Bäumen nach, aber so in Wut war der Mäuserich, daß er auf seinen längst ohnmächtigen Feind einhieb, bis er erkannte, daß sein Sieg vollkommen war!

Dann eilte er in die Sonne zurück, sich zu strählen und den Triumph zu verkünden. Als die ganze Nachbarschaft ebenso wie die zitternde Familie von seinem Sieg überzeugt war, kehrte er in den Bau zurück, die unterbrochene Arbeit zu vollenden, sein Haus neu zu bestellen.

ROTMANNIE UND MAC TAVISH

I

Langsam kroch erstes Dämmerlicht über verwaschene Felsränder, schwamm rötlich ins Dickicht hinein und schoß endlich seine dünnen, luftigen Lichtstrahlen die Matten hinunter und durch die Zweige der Eschen, Kastanien und Ahornbäume, die im ersten Frühlingsgrün sproßten. Zuletzt drang es in eine tiefe, kleine Höhle ein, eine Höhle, in der morsche Aeste einen Teppich bildeten und vor deren Eingang zwei riesige Kastanienbäume ihre Blätter hängen ließen. So heimlich war dies Versteck, daß die langen gierigen Finger des Lichts nur schwer ihren Weg bahnen konnten und lange tasten mußten, ehe sie ein Wesen fanden, das zu wecken war. Endlich aber fanden sie es und sofort, als sei diese Entdeckung einer Feier wert, erfüllten sie das Heim mit einem Schimmer blassen Rosenlichts. Es war ein junges Hirschkalb, das von dem köstlichen Licht erwacht war, seine großen, mild schimmernden Augen sahen es mit Staunen. In dem Busch

geboren, trug es ein lohfarbenes Fell, mit sattem Gelb leicht gefleckt, und dies Kleid machte es auf seinem Bett aus braunen Blättern fast unsichtbar. Im seltsam kristallischen Schein der ersten Dämmerung aber wurde es plötzlich auffallend. Dies schien das Kalb nach kurzem Staunen zu empfinden, es legte den Kinderkopf zwischen die Hufe und zwang sich zur Unbeweglichkeit. Im Bann seines unklaren Willens war es, als verblaßten seine Farben wieder, als sänke es nur durch Ruhe in die Töne seiner Umgebung zurück. Die Bewegung eines Augenblicks aber, das einmalige Senken des Köpfchens hatte genügt, Unheimliches heraufzubeschwören. Ein Paar wacher, böser Augen hatten diese Bewegung aufgefangen, ein schattengrauer, pirschender Körper senkte sich plötzlich, unhörbar wie die Dämmerung selbst, über den Eingang zur Höhle. Diese Augen belauerten mit schrecklicher Aufmerksamkeit das rötliche kleine Ding im Busch. Eine zweite Schattengestalt, mit ähnlich blassen, stechenden, mondähnlichen Augen stahl sich heran und lauerte neben der ersten.

Finsterblickende Tiere waren diese beiden Luchse mit ihren großen, panthergleichen Tatzen, stählernen Muskeln, die so leicht unter dem lockeren Pelz spielten. Uebertrieben groß und stark im Vergleich zur übrigen Gestalt waren die hinteren Partien ihrer Körper und die Hinterbeine

standen sprungfertig darunter. Ihre Schwänze waren dicke Stummel, die runden, bösartigen Gesichter trugen stolze Bärte und waren von einer Krause aus langem Pelzhaar umrahmt. Von ihren Ohren standen lange Büschel steil ab.

Die beiden Luchse bestarrten sekundenlang das Hirschkälbchen, dessen sanfte Lichte ahnungslos ins Weite gerichtet waren. Obwohl kein Rascheln, kein Laut in seine Ohren gekommen, erschütterte plötzlich ein dunkles Ahnen seine Kindernerven, und es drehte den Kopf, um hinter sich zu spähen. Da krochen auch schon die beiden grauen Geschöpfe mit ihren schrecklichen Augen in die Höhle hinein.

Nur ein paar Stunden alt war das Kalb. Hatte noch nichts gelernt, nichts von Luchsen, nichts vom Tode. Aber auch ohne gelernt zu haben, fühlte es, diese beiden Gestalten bedeuteten Schicksal! Seine kleine Schnauze weit öffnend schrie es nach der Mutter, schrie mit einem seltsam herzzerreißenden Laut. Dem Jammerschrei antwortete plötzlich aus großer Nähe ein klares Fiepen, und im nächsten Augenblick kam das Alttier mit gewaltigem Satz über die nächsten Büsche weg. Es war keineswegs sein gewöhnlicher Nachhauseweg, nein, es kam sonst unhörbar hereingeschlichen. Aber sein Kleines war bedroht, da warf es alle Vorsicht in die Winde und suchte den kürzesten Weg. Sanft beschnupperte die rote



Mutter ihr Kleines, beleckte seinen ganzen Körper, um festzustellen, ob es verletzt sei. Es zitterte! Und nach genauer Prüfung blickte sie auf, um zu erforschen, woher der Schreck kam.

Beim heftigen Erscheinen des Muttertiers hatten die beiden Luchse sich still verhalten und lauernd niedergelassen. Erst als das Mutterhaupt tief gebeugt war, fingen sie an sich vorwärts zu stehlen. Jetzt aber trennten sie sich, beschlichen die Gruppe von rechts und links. Ein Alttier, das ihr Junges verteidigt, ist für einen einzelnen Luchs ein zu gefährlicher Feind. Aber durch einen Angriff von beiden Seiten zugleich hofften sie, es zu verwirren und seinen scharfen Hufen zu entgehen.

Als die Alte den Kopf hob und um sich blickte, sah sie die erbarmungslosen Augen des männlichen Luchses, der ein paar Meter fern sprungbereit kauerte. Im Kampf erfahren, wartete sie nicht den tödlichen Sprung ab, sondern sprang selbst mit schrillem Ruf an und schlug mit unendlicher Gewandtheit die stahlharten Hufe aus. Der Luchs wagte nicht sich den Streichen zu stellen, er wich schnarrend zurück. Instinktiv sah die Alte nach der anderen Seite, um sich zu vergewissern, daß ihr Kleines sicher war. Der weibliche Luchs war im Begriff, es zu überfallen! Den Sprung konnte sie nicht mehr vereiteln, aber sie hatte noch Zeit, ihn durch einen kurzen, scharfen Hieb unwirksam zu machen. Dieser Hieb

konnte den Sturm der großen Katze zwar nicht aufhalten, riß aber eine lange, rote Schmarre an der grauen Flanke hin und störte den Angriff immerhin so sehr, daß die Klauen nicht in Schultern oder gar Kehle trafen.

Ein Versuch, die Katze in die Flucht zu schlagen, mißglückte zwar, aber jetzt drückte das Alttier sich draußen unter die Aeste und hoffte so den Feind auf sich zu lenken. Doch ehe es sich wieder zum Kampf stellen konnte, hatte der männliche Luchs es an der Kehle und gleich darauf saß der weibliche ihm im Genick, zerfetzte die Muskeln und riß mit geschliffenen Krallen seine Flanke auf. Noch kämpfte das Muttertier mit verzweifelten Stößen, aber bald hatten die beiden Luchse es niedergerungen, nach wenigen Augenblicken lief sein Lebensblut purpurn und heiß über die welken Blätter.

II

Mac Tavish saß auf der Spitze eines Hügels und sah mit ruhigen Augen in die Wunder des erwachenden Morgens.

Im Arm hielt er seine Flinte, seine rechte, große Hand spielte im roten Bart. Dieser Sonnenaufgang erschien ihm besonders gelungen. Blaßrosa Tinten, Ambra, Gold, alles in einer unerklärlichen und fast unglaublich durchsichtigen Mi-

schung, es wirkte auf seine kräftigen und doch fein vibrierenden Nerven wie der lange sanfte Ton einer Glocke.

Schottisches, walisisches und englisches Blut in den Adern, war Mac Tavish eins von den Menschen-Exemplaren, die sich selbst rätselhaft bleiben. Er schreckte eigentlich zurück, ein Wesen zu verletzen, war aber ein scharfer Jäger und liebte tüchtigen Kampf. An diesem Morgen war er eine halbe Stunde früher aufgestanden als gewöhnlich, von seiner Hütte zu diesem Fels marschiert, nur um das erste Aufgehen der Sonne zu beobachten. Aber er hätte niemals zugegeben, was der Grund seines Frühaufstehens war. Eine ganze Reihe anderer Gründe hatte er bereit, nur um sich selbst seine sentimentale Liebe zur Natur zu verheimlichen. Jetzt wagte er kaum zu atmen, so feierlich war ihm unter diesem strahlenden Licht zumute in dieser unendlichen Stille, im vollkommenen Wunder dieser Morgenstunde.

Da kam aus einem Versteck am Fuße des Hügels ein Wirrwar wütender Laute, Schnarren, Schreien, Kampflärm. Ganz plötzlich wechselte da das geheimnisvolle Licht über Feld, Dickicht und grünenden Bäumen, alles wurde bekannt und fast gewöhnlich. Mac Tavish seufzte auf, als sei ihm ein schöner Traum zerstört. Er nahm sein Gewehr und machte sich rasch den Hügel hinab zur umbuschten Höhle, in der auf Tod und Leben

gekämpft wurde. Das treue Alttier wehrte sich mehr. Die Luchse, von ihrem Siege noch nicht überzeugt, zerrten noch immer rasend an seiner Kehle, als Mac Tavish erschien. Fauchend — diese Unterbrechung in der Stunde ihres Sieges erboste sie, daß sie alle Vorsicht vergaßen, — wandten sie sich gegen ihn, den Menschen, als käme es auf einen Gegner mehr nicht an. Mac Tavishs Büchse flog empor, der männliche Luchs sprang in die Luft, spreizte alle Viere von sich und fiel schlaff und klagend auf sein Opfer zurück. Ehe er verröchelt hatte, war das Weibchen verschwunden. Mac Tavish sah nur noch einen Streifen grauen Fells im Busch verschwinden.

Er nahm seine Trophäe hoch, erkannte mit geübtem Auge den guten Pelz. Dann ließ er lässig seine Beute fallen und ärgerte sich, weil er nicht schnell genug gewesen, auch den anderen grauen Räuber zur Strecke zu bringen. Er untersuchte das Alttier, um sich zu vergewissern, daß es wirklich tot sei, zog einen Jagdriemen aus der Tasche und hängte es so hoch an einen Zweig, daß die Füchse es nicht erreichen konnten. Dann wandte er sich zum Kälbchen.

Mit großen, blanken, tieferstaunten Augen hatte das kleine Tier ihn beobachtet. So viel Entsetzen hatte dieser Morgen schon gebracht, daß es kaum zurückschrak, als Mac Tavish die Hand nach ihm ausstreckte. Doch als er seine Hand auf die zarte

Schnauze legte, empfand es den furchtbaren Geruch des Menschen, arbeitete sich auf die Läufe und schrie noch einmal seinen klagenden, wehen Hilfeschrei nach der Mutter, die nicht mehr hören konnte. Auf schwachen Läufen versuchte es zu entkommen, aber Mac Tavish hielt es fest. Er hielt es, aber er streichelte es sanft, und plötzlich, vielleicht beruhigt durch den Geruch seiner Mutter, der sich mit der Menschenwitterung in Mac Tavishs Kleidern seltsam vermischte, hörte das Kälbchen auf zu schreien und lag still in den Armen des Jägers, seine Augen voll ängstlicher Fragen.

Der Jäger hatte im Dorf einen Besuch zu machen und für gewöhnlich änderte er Vorsätze nicht. Die Not des kleinen Tieres aber rührte zu stark sein mitleidiges Herz. Den Weg zum Dorfe konnte er ein andermal machen. Jetzt warf er sich den toten Luchs über die Schulter, bettete das Kälbchen so warm als möglich auf seinen linken Arm und wanderte zur Hütte zurück, die auf der anderen Seite des Hügels lag.

III

In Mac Tavishs Blockhaus vergaß das Hirschkalb bald die Schrecken, die es bei seinem Eintritt ins Leben begrüßt hatten. Es lernte warme Kuhmilch trinken und grasen, nicht nur auf Mac Tavishs Weide, sondern auch in seinem Gemüse-

garten. Mac Tavish verwöhnte es grenzenlos, aber es dankte ihm mit einer hündischen Ergebenheit, war immer an seinen Fersen und jammerte verzweifelt, wenn er es einsperren mußte, weil er einen Weg ging, bei dem er diesen Begleiter nicht gebrauchen konnte. Während der nächsten Monate verloren sich in seiner Decke die gelben Punkte, es wuchs ihm ein stattliches, lohfarbenes Kleid, es entwickelte sich zu einem besonders hübschen, kleinen Hirsch. Damals wurde sein Name „Tierchen“ in „Rotmannie“ verändert. Mit der Kuh, dem einjährigen Kalb, den beiden schläfrigen Ochsen kam es allmählich in freundschaftliche Beziehungen, ja, als seine ersten Spieße sproßten, entwickelte es sogar eine unwidersprochene Herrschaft über all dieses friedliche Hausgetier. So schlank und klein, war das Hirschlein allen überlegen, es konnte mit seinen Vorderläufen grausam schlagen und mit Leichtigkeit, durch einen Sprung, der Strafe entgehen. So litten sie, um sich unnütze Mühe zu sparen, die Tyrannei. Natürlich spielte bei dieser Duldsamkeit eine besonders wichtige Rolle, daß Rotmannie mit dem Herrn der Welt, mit Mac Tavish, in besonders inniger Beziehung stand. Die halbe Zeit verbrachte es in der Hütte, ging an der Seite seines Herrn, dessen Arm über seinen Rücken gelegt, und so glaubten die anderen Tiere allmählich, ein Teil von Mac Tavishs Autorität

sei auch auf Rotmannie übergegangen. Zum Glück teilte kein Hund und keine Katze die Zärtlichkeit seines Herrn, denn eifersüchtig war Rotmannie wie eine spanische Zigeunerin.

Zwei Antipathien entwickelten sich in Rotmannie, als er ein ausgewachsener, stark geweihter Hirsch war: gegen Schweine und Schlangen. Für seine Feindschaft gegen die Schweine konnte man keinen Grund finden; so oft er sie kund gab, trug sie ihm einen scharfen Hieb mit der Pferdepeitsche ein. Dann versteckte er sich klagend wohl zehn Minuten lang hinter der Scheuer. Kam Rotmannie dann wieder zum Vorschein, hatte er einstweilen die Existenz der Schweine vergessen. Hinter den Schlangen aber war er immer her, schlich den sonnigen Hügel hinauf, um sie zu schrecken, aus ihren Verstecken zu jagen und mit seinen scharfen Hufen zu zertrampeln. Diesen Haß teilte Mac Tavish, denn in seinen kindhaften Augen waren alle Schlangen, die harmlosen kleinen Nattern nicht weniger als tödlichen Vipern, Geschöpfe des Teufels. Ganz so dachte Rotmannie, der ein kleines, unschuldigblaßgrünes Grasschlänglein mit derselben Wut vernichtete, wie eine sechs Fuß lange Otter. Er kannte sehr genau, man wußte nicht woher, den Unterschied zwischen gewöhnlichen und Giftschlangen.

Nun waren die südlichen Ausläufer des Hügels,

sonnig und windgeschützt, der Lieblingsaufenthalt der Kupferschlange. Ab und zu veranstalteten die Siedler, wenn gerade jemand gebissen worden, einen gemeinsamen Feldzug zur Ausrottung dieser Pest. Meist aber benahmen die Kupferschlangen sich so unauffällig und blieben so gut versteckt, daß niemand an sie dachte.

Mac Tavish mußte sehr plötzlich und sehr ernsthaft an sie denken, als eines Morgens die Felsnase, von der aus er den Sonnenaufgang zu bewundern pflegte, unter seinem Gewicht wankte und er den steilen Abhang hinunterfiel. In einem Wirbel prasselnder Steine und dichtem Staub fiel er seiner geliebten Landschaft geradewegs ins Gesicht. Irgendwo glückte es ihm mit heftigem Griff einen Busch zu fangen, an dem er sich festhielt — dort aber begrüßte ihn wildes Zischen, das er nur allzu gut kannte. Sein Haar stieg zu Berge. Er ließ den Busch fahren und einen Augenblick lang empfand er es als Beruhigung, daß er wieder im Sturz war. Dann schlug sein Kopf auf eine Wurzel. Er verlor das Bewußtsein, fiel abermals und rollte mit gebrochenem Bein mitten im Steinschlag zu Tal. Natürlich wußte er es nicht, aber tatsächlich waren zwei große Steine, die mit ihm gefallen, seine Lebensretter. Denn zischend war eine große Familie erschreckter Kupfernattern durch den Hagel niederschlagenden Gerölls aufgefahren. Rasch legte sich der Sturm,

der Steinschlag hörte auf. Aber für den Augenblick hatte die Wut der Schlangen sich nicht gegen Mac Tavish gewandt. Der lag jetzt still, selbst wie ein Stein, zwischen den Blöcken, denn der Schlag auf seinen Schädel war auch für einen harten Kopf nicht harmlos gewesen.

Rotmannie hatte dicht neben Mac Tavish gestanden, als das Unglück geschah. Als der Herr so plötzlich verschwand, war er zurückgesprungen, hatte mit Erstaunen den Absturz beobacchtet, denn er war nicht gewöhnt, seinen Herrn so jählings handeln oder ohne Abschied verschwinden zu sehen. Ein paar Minuten hatte er seinem Erstaunen gewidmet, dann fing er an sich einsam zu fühlen und neugierig starrte er in die Tiefe. Dabei lockerten seine Tritte kleinere Steine, die ratternd auf Mac Tavish niedergingen. Rotmannie fürchtete, sein Mensch könnte böse werden, aber Mac Tavish lag unbeweglich. Jetzt bekam der Hirsch Angst. Er wollte seinem Herrn folgen, aber der Weg, den er nicht gegangen, sondern gefallen war, war für ihn zu gefährlich. Auf bequemerem Pfade machte Rotmannie sich in die Tiefe.

Als alles ruhig geworden, kehrten ein paar Kupferschlangen wieder auf ihren Sonnenplatz zurück. Der Patriarch des Stammes, ein schwerleibiger, schöngezeichneter Bursche, führte sie an. Als er an den bewußtlosen Mac Tavish nahe

heran war, gab er ein Warnungszeichen ab und machte sich kampfberit. Seine Familie zog sich zurück und überließ ihm neidlos die Glorie des Angriffs. Da Mac Tavish sich nicht rührte, biß die Schlange nicht. Aber sie wartete, ein Bild von Kampfbereitschaft, wartete wohl zehn Minuten lang. Dann war sie sicher, daß ihr Gegner nicht mehr lebte, nicht mehr gefährlich war und konnte sich entschließen, ihres Weges zu kriechen. In diesem Augenblick aber kam Mac Tavish wieder langsam zu Bewußtsein, bewegte einen Arm, versuchte, ein Bein zu heben, und Stöhnen kam aus seiner Brust. Die große Schlange war blitzschnell wieder in Kampfstellung. Dieser verhaßte Ton brachte Mac Tavish zur Besinnung. Er bewegte keinen Muskel, wagte es kaum, die Augen zu öffnen und um sich zu schauen. Lange brauchte er nicht zu suchen, der große Schlangenkopf war gerade vor seinem Gesicht. Er wußte, daß sein Feind nicht angreifen würde, solange er sich nicht bewegte. Aber die Schlange wußte nun, daß er lebte und konnte unbegrenzt lange warten. Wie lange würde er still halten können? Das gebrochene Bein fing an ihn furchtbar zu schmerzen. Andere Schlangen würden aus ihren Verstecken hervorkriechen, wie sollte er jemals in der Lage sein, sich fortzuschleppen, ohne daß die Schlangen über ihn herfielen? Kalter Schweiß überrann ihn. Dann fühlte er, wie es in seinem

Kopf summte, das Bewußtsein ihn wieder verließ. Eiskalt vor Angst, zwang er seine Gedanken in ihren Dienst zurück, wurde wieder Herr seiner selbst. Aber in großer Ermattung arbeitete er sinnlose Pläne aus. So etwa: eine Handvoll Steine zu nehmen und sie dem Gegner entgegenzuschleudern, obwohl er doch wußte, daß dieser giftige Feind stärker war als sein matter Arm.

Als er der Ohnmacht zum zweitenmal nahe war, vernahm er das Klappen leichter Hufe. Den Kopf zu wenden wagte er nicht, aber er fühlte, wer da kam, und sein Denken wurde klarer. Er sah, wie die aufgebäumte Schlange den Kopf wandte und Anstalten machte, sich gegen die andere Seite zu wenden. Eine Sekunde später kam Rotmannie an, im Kriegstanz, mit dem er die Schweine herausforderte. Er brach rechts aus, zog die Aufmerksamkeit der Kupferschlange ganz von Mac Tavish ab, brachte die Spitzen seines Geweihs herausfordernd ins Gefecht. Wie der Blitz schlug die Schlange dorthin, verspritzte nutzlos ihr Gift an die fühllosen Stangen. Geärgert, daß das Horn keine Empfindung zeigte, spritzte sie wieder und wieder, bis sie keinen Tropfen Gift mehr besaß. Dann versuchte sie, zu entkommen, wohl wissend, daß für längere Zeit keine Kampfkraft mehr in ihr steckte. Aber so schnell die Schlange war, der Hirsch war schneller. Sein starker Huf hämmerte auf den Schlangenrücken nieder und zer-

brach die Wirbelsäule. Der todbringende Kopf sank machtlos herab, der Körper, noch immer voll Kraft und Energie, wand sich in verzweifelten Wirbeln. Ein zweiter Schlag traf den Kopf, dann zerstampfte und zertrampelte Rotmannie den wirbelnden Körper, zerfetzte ihn in Stücke. Solange noch ein letztes Ringeln im Staub zu sehen war, hielt er seinen Sieg nicht für vollkommen.

Mac Tavish hatte von den Schlangen nichts mehr zu fürchten und überließ sich der Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, stand Rotmannie neben ihm, beschnüffelte sein Gesicht. Er streichelte den schmalen, zarten Kopf zum Ausdruck grenzenloser Dankbarkeit für Mut und Klugheit seines Helfers. Dann biß er die Zähne grimmig zusammen, raffte sich auf, kroch und humpelte dem nächsten Bauernhof zu.

HÜTER DES NESTS

Aus dem Süden, von den palmumsäumten Lagunen her, kam die gewaltige weiße Schar. Ihre Flügel schlugen die Luft so kraftvoll, daß sie in einer Minute wohl anderthalb Meilen zurücklegten. Ueber die fruchtbaren, hellen, geheimnisvollen Einsamkeiten, über den goldgrünen Dunst der Gletscher hin, hielt der schimmernde Keil, in dem sie flogen, unabweichbar seine Richtung. Im gewaltigen Rhythmus ihres Fluges schimmerte jeder weiße Fittich wie Schnee über dem tiefen Blau, durchleuchtet von den Strahlen einer Sonne, die kaum eine Stunde lang über dem Horizont stand. Fünfzehn Schwäne waren auf dieser Reise durch die höchsten Luftgebiete, ungeheure weiße Vögel mit Stimmen wie eherne Zinken, die man „Sing-Schwäne" nennt. Sie flogen in unverrückbarer Ordnung, stets vier auf dem kürzeren Schenkel des Winkels und elf auf dem längeren, im Scheitel aber flog der weiseste und höchstgeachtete der Schar, ihr unbestrittener Führer.

Fernher war der erste Ruf des nördlichen Früh-

lings plötzlich zu ihm gekommen, in die goldenen Lagunen Floridas, und obwohl er wußte, daß der Frühling noch tief im Eis vergraben lag, daß die arktischen Stürme ihn noch überheulten, hatte er kaum einen oder zwei Tage gezögert, dem Rufe zu folgen. Einen oder zwei Tage lang hatte seine Schar tiefe Erregung bezeigt, war hin- und hergeschwommen und hatte unruhig die Federn geputzt. Die gelben Gestade hallten von ihren sonoren Schreien wider. Sich von diesen milchwarmen, sanften, grünblauen Ufern zu trennen, war nicht leicht; aber endlich, an einem kühlen Abend, war ein Volk wilder Gänse mit melodischem Schreien über ihren Köpfen dahingezogen, auf der Reise zur Hudson-Bai. Das war wie ein Sporn, den der alte Schwan brauchte! Als hätte er nur diese Vorläufer erwartet, um sich von ihnen den Weg zeigen zu lassen, sprang er jetzt mit langgezogenem Trompetenruf in die Luft und schlug gewaltig die Flügel. In einer schneeig-stürmischen Wirrnis aus Flügeln und mit hellen Schreien stieg sein Volk nach ihm auf. Unter eifersüchtigem Hader formte sich ihr Keil schon im Aufflug, und als er endlich die wolkigen Höhen erreicht hatte, wandte er sich nordwärts, dorthin, wo die Gänse den Weg wiesen.

Fast fünf Fuß lang und von enormer Flügelbreite, waren diese Schwäne die stattlichsten Vögel des nordamerikanischen Kontinents. Die Weiße

ihres Gefieders war leuchtend und fehlerlos. Pechschwarze Ruder und schwarzgelbe Schnäbel standen dazu in prächtigem Gegensatz. Ihre vollen gewölbten Schädel verrieten einen hohen Grad von Intelligenz, und in den wilden Augen lag ein Ausdruck herausfordernder Mißachtung.

Inlandwärts ging der Flug, als wollten die Schwäne die atlantische Küste vermeiden, und so hielten sie auf das Mississippi-Tal. Von Zeit zu Zeit stiegen sie aus ihrer Höhe nieder, um zu rasten und Futter zu nehmen, jedesmal mit wildem Flügelschlagen und einem Lärm, als tobten Trompeten und Hörner. Für ihre Rast suchten sie sich stets die einsamsten Seen oder sumpfige Teiche. Das Gewicht ihres großen Körpers und die gewaltige Schnelligkeit zwang sie, sich oft und stark zu ernähren.

Aus der Höhe, in der sie reisten, blickten die Schwäne auf alle anderen wandernden Vögel herab, mit Ausnahme vielleicht der Gänse, die sich in derselben Region bewegten. Ueber sich, im tiefen Blau, sahen sie nur dann und wann majestätisch kreisende Adler oder die unbewegten Schwingen eines Falken, der sich anschickte, auf seine Beute niederzustoßen. Vor keinem von ihnen hatten die Schwäne auch nur die mindeste Furcht. Die harmlosen Bussarde belästigten kaum ein Kätzchen, und weder der Adler noch der schnelle Hühnerhabicht, der blutdürstigste seiner

Rasse, würde sich so leicht einem Schlag aussetzen, der ihn wirbelnd zur Erde niederschmettern konnte. Die Schwäne verwandten wirklich kaum einen Gedanken an irgendwelche möglichen Feinde auf ihrer Luftfahrt. Und doch, ohne ihr Vertrauen in die eigene Kraft und den eigenen Mut, hätten selbst die riesigen weißen Schwäne düstere Ahnungen haben können, als der Hühner-Habicht im Gleitflug über ihrem Zug erschien, ein schöner, finsterer Geselle. Die Schwäne flogen wohl fünfzig Meilen in der Stunde, der gleichmäßige Schlag ihrer Flügel war eine sichtbare Manifestation edler und geschulter Kraft. Aber der Falke überholte sie bald, und doch schien es, als bewegte er die langen sichelförmigen Schwingen kaum. Unmittelbar über dem Führer hielt er die Schwingen an und jetzt glitt er unbewegt, während der Wind in seinen Federn pfiff; sein flacher, grausamer Kopf war niedergekehrt, als wollte er zustoßen. Der kürzere Schenkel des Keils kam ein wenig in Verwirrung, weil die jüngeren Vögel, die als letzte flogen, ängstlich zu ihren Kameraden drängten. Aber der Führer und die anderen älteren Vögel schenkten der Drohung keine Aufmerksamkeit, hielten nur im Flug ein wachsames Auge nach oben. Ein paar Sekunden später segelte der herrliche Räuber, fast ohne Anstrengung, an ihnen vorbei, wieder zwei Minuten später hatte er die reisenden Gänse ein-

geholt. Er stieß auf eine der zuletzt fliegenden, packte sie mit grausamen Krallen im Genick und riß ihr die Gurgel ab. Aber der Vogel war zu schwer, um ihn zu tragen. Eine oder zwei Sekunden lang kämpfte der Habicht mit mächtigem Flügelschlagen gegen sein Gewicht, dann ließ er ihn fallen. Zappelnd fiel die Gans nieder, überschlug sich ein paar Mal in der Luft und landete dann, aufschlagend, in der Krone einer dichten alten Zeder. Senkrecht wie ein Stein, mit halbgeschlossenen Schwingen, sauste der große Raubvogel ihm nach in die Tiefe und ergriff ihn mit sicheren Krallen, als er gerade die Aeste berührte. Mit schwerem Flügelschlag trug er ihn zu einem Hochsitz, wo er ihn in Ruhe verzehren konnte. Die Schwäne, die über dem Schauplatz seiner Tat hinzogen, blickten mit Augen voll schwerer Gleichgültigkeit hinab.

Bald darauf überflogen sie Gebiete aus Röhricht, Tannenwäldern und Sümpfen und kreuzten die unwirtlichen Kämme der Tennessee-Berge. Hier waren sie den Flinten der Waldbewohner ausgesetzt. Drei aus ihrer Schar gingen auf dieser gefährlichen Strecke verloren. Aber der Führer trieb die übrigen an und erlaubte nicht, daß die Keilform des Fluges in Unordnung geriet. Nur einmal war die Linie für ein paar Sekunden lang gestört, als ein großer Vogel, der nahe dem Scheitel flog, die Todeswunde bekam, aber blind-

lings darum kämpfte, seinen Platz zu halten. Einen Augenblick später fiel er dennoch und sank in die Tiefe. Dann schloß sich die Linie wieder.

Jetzt waren die durchflogenen Wolken nicht mehr von jenem fabelhaften Blau, wurden finstergrau, durchmischt von schwarzen Regenschwaden. Eisiger Regen barst in Böen nieder, und wilde Stürme trieben den matten Frühling zurück. Schwer von Schlamm waren die Füße unter ihnen, rauschende, kalte und hochgeschwollene Fluten. Die weiten Ebenen, die sich bis zum Horizont erstreckten, waren von grauem, geschmolzenem Schnee befleckt. Dann verschwand das Braune der Landschaft, alles war Schnee, weiß und endlos, nur durchbrochen von blau-schwarzen Wasserläufen, die eine Last von Treibeis schleppten, oder von dunkelgrünen, zerrissenen Tannenwäldern. Verstreute Städte, über denen sie hinflogen, beachteten die Schwäne kaum, es sei denn, daß es Nacht war und die Stadt eine gewisse Größe hatte. Dann zog der Glanz nächtlicher Lichter sie an, und besonders die jüngeren Vögel zeigten Lust, nieder zu gehen und zu forschen. Aber unerbittlich wies der Führer solchen Wunsch zurück, manchmal zog er seine Schar in eine noch höhere Luftbahn. Tag und Nacht ging die Reise, über immer weniger gastliches Land, durch Nebelwolken, und so kamen sie endlich in jene zufluchtslosen, unbeschreiblich öden Gebiete des

Barren-Landes, das sich bis zu dem Nordwest-Ufer der Hudson-Bai hinzieht. In einem die Augen blendenden Schneewirbel erreichten sie einen kleinen See, ein paar Meilen weit landeinwärts vom Meer, der das Ziel des Führers war, seit er die sonnenumflossenen Lagunen Floridas verlassen hatte. Aber er hatte das Herannahen des trägen Frühlings überschätzt, der kleine See war noch nicht offen. Die Schwäne kreisten mit lautem Ausdruck ihrer Enttäuschung darüber, dann folgten sie dem Lauf eines seichten, wirbelnden Flusses, der kochend aus dem Eis hervorbrach. So erreichten sie die schlammigen, von Wellen zerfressenen Eisfelder an den Ufern der Bai.

Nahezu drei Wochen lang hielt die Schar sich hier auf. Ihre Zuflucht war eine enge, seichte Bucht, deren Gestade von Eisblöcken bedeckt war. Unter diesen Blöcken fanden sie ein wenig Schutz gegen die brausenden Stürme. Nahrung gab es hier im Ueberfluß, und so waren sie nicht schlecht daran, aber ihre Sehnsucht, das Nest zu bauen, machte sie unruhig und verzweifelt. Im Schutz der Eismauern war das Wasser selbst dann verhältnismäßig ruhig, wenn der Sturm über die Bucht hinpfiff. Hier schliefen sie, fühlten sie sich vor allen Feinden sicher. In einer Nacht aber, als sie schliefen, ein Häuflein blasser schattenhafter Gestalten, kam ein anderer blasser Schatten heran; geräuschlos wie Rauch, drang er bis an

den Rand des Wassers vor und versteckte sich zwischen den Eisblöcken. Bewegungslos sah er die schlafenden Schwäne. Dann zog er sich sorgsam zurück, ging fünfzig Meter weit in die Flut hinein, schwamm abermals fünfzig Meter weit hinaus und näherte sich dann von der offenen See her den Schläfern, dorther, von wo sie am wenigsten einen Angriff erwarteten. Er schwamm so tief, daß nur die scharf gezeichnete schwarze Schnauze über den Wellen erschien. Dann hob er sich halb aus der Tiefe und fiel ganz plötzlich, ohne warnenden Laut, über die Schwäne her. Er packte den nächsten Schläfer im Genick und tötete ihn mit einem einzigen wilden Schlag.

Das war ein schlimmes Erwachen für die anderen! Mit grellem Entsetzensgeschrei rasten sie alle zu den Wolken empor, während der große weiße Bär mit seiner Beute am Gestade verschwand. Die Schwäne flogen über das Meer, stiegen zu immer größerer Höhe und kreisten wohl eine Stunde lang im Zwielicht, bevor sie ihre Fassung wiederfanden. Dann kamen sie schweigsam zurück, jedes Auge voll Wachsamkeit, und ließen sich ein paar hundert Meter von ihrem alten Schlafplatz abermals auf die Flut nieder. Noch eine weitere halbe Stunde lang hielten sie alle die Köpfe aufrecht, suchten jedes Stück Treibeis, jeden kleinen Wellenkamm ängstlich ab, und in Zukunft schliefen sie nie, so-

lange sie zusammenblieben, ohne daß einer als Wache auf Posten war.

Etwa eine Woche später kam die Veränderung, so jäh, daß in einer einzigen Nacht alle Gewalten des Nordens in die Flucht geschlagen wurden. Ein sanfter, herrlicher Sieger, zog der lang ersehnte Frühling ein. Die Winde heulten nicht mehr, schlugen ihre Wellen nicht mehr gegen die Riffe; es wehten milde Lüfte, die einen Geruch von blühendem Moos trugen, und die weiten, stillen Wasser strahlten unter dichtem, aber ruhigem Gewölk. Dann leuchtete die Sonne lange, wolkenlose Tage hindurch auf Land und Wasser. Da verschwand der Schnee wie ein quälender Traum, das Eis zerbarst mit silbernem Klingen und ertrank in den Fluten, die es geschaffen hatten. Ueber die endlosen Gestade hin zog eine Welle von Grün, von hellem, duftigem, unendlich süßem Grün. Wieder verging ein Tag, da blickten Blumen daraus hervor, wie Tausende von Sternen.

Im Augenblick hatte das Schwanenvolk sich zerstreut, flog paarweise aus und wählte sich Nistplätze. Der Führer und seine Genossin brauchten nicht weit zu suchen, ihr Platz war längst gewählt. Schon seit etlichen Jahren bewohnten sie ein schmales Inselchen im nahen See, dessen Ufer sumpfig waren und gegen die meisten Feinde Schutz gewährten. Das alte Nest war natürlich

von den Winterstürmen spurlos fortgefegt, aber sie machten sich mit Freuden an die Aufgabe, ein neues zu bauen.

Das Inselchen war nicht viel mehr als eine Hand voll Morast und Gestrüpp, das sich im Gestein gesammelt hatte, und erhob sich kaum einen Fuß hoch über die Oberfläche des Sees. Die beiden Schwäne arbeiteten zusammen, das herrliche Männchen war bei diesem Geschäft so fleißig wie seine Genossin. Rings an den Ufern des Sees sammelten sie totes Holz und Gestrüpp, rissen es mit mächtigen Schnäbeln aus, wenn der Sturm es tief in den Morast eingebohrt hatte. Fest legten sie die Fundamente und bauten das Nest wohl zwei Fuß hoch, daß sein kostbarer Inhalt vor jeder Flut sicher sein konnte.

Ehe der Bau noch ganz vollendet war, begann das Weibchen zu legen. Der schlichte Boden des Nestes war ganz mit Daunenfedern gepolstert, da hinein bettete sie ihre Eier. Diese Eier waren große, dunkel gefärbte Gebilde, gut zwölf Zoll im Umfang, von einem stumpfen Gelb wie schwedisches Leder. Sie legte die volle Anzahl ihrer Art, nämlich sechs, und begann dann zu brüten. An diesem langen und anstrengenden Geschäft nahm das Männchen nicht teil. Aber Mangel an Familiensinn trug daran nicht Schuld. Immer war er im Dienst und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für seine übermäßig in Anspruch ge-

nommene Gefährtin. Nie entfernte er sich auf der Suche nach Futter so weit, daß er außer Hörweite von seinem Nest kam. Wenn das Weibchen auszog, sich zu nähren, dann hielt er sich unmittelbar bei dem Nest auf und bewachte die Eier. Flog irgendein neugieriger Saddleback oder eine hungrige Möwe vorbei und spähte gierig in die Tiefe des Nestes, so schlug er drohend die Schwingen zusammen und vertrieb sie mit furchterweckendem, kampflustigem Zischen. Eine oder zwei Wochen lang stellte diese eifrige Wachtätigkeit nur Anforderungen an seine Geduld — eine ernstliche Gefahr war kaum in Sicht. Zwar nisteten ein paar große, weiß-graue arktische Barteulen, die fast so groß wie Adler, aber viel wilder sind, vielleicht eine halbe Meile weit fort an demselben Gestade. Aber diese gefährlichen Räuber hatten bislang für das Schwanennest kein Interesse. Sie teilten nicht die Gier der Möwen auf Eier, und nur der bitterste Hunger hätte sie so weit treiben können, einen Kampf mit den mächtigen Schwingen und Schnäbeln des Schwanenpaares auf dem Inselchen zu wagen. Wenn die jungen Schwäne einmal so weit waren, auszukriechen, dann konnte es sein, daß sie Interesse für dieses Nest bekundeten. Aber bislang kamen sie nicht einmal nahe genug, um sich auch nur eine Warnung des wachsamen Postens zuzuziehen.

Außer den Barteulen gab es Silberfüchse im

Sumpf, Wiesel und Hermeline, sehr viele kleine arktische Blaufüchse und ein paar von den größeren, viel gefährlicheren Rotfüchsen. All diese Räuber konnten das Nest nur durch Schwimmen erreichen. und die Schwäne wußten, daß höchstens ein wagemutiger Rotfuchs sich auf ihr Inselchen wagen würde, solange einer der beiden Wächter des Nestes auf Posten stand. Wölfe waren nicht zu fürchten; sie haßten nicht nur die halb überfluteten Seeufer, vor allem waren sie fast immer auf den Spuren des wandernden Renntieres, auf weiten Reisen. Allerdings, der große graue Luchs hatte sich einmal sehen lassen, wie er verstohlen seinen langen Weg trottete, von Zeit zu Zeit über die trockeneren Partien des Sumpfes hinspähte und bisweilen stehen blieb, um das Wasser hungrig abzusuchen und den standhaften weißen Nestschützer zu belauern. Doch fürchteten die Schwäne auch ihn nicht. Zu dieser Jahreszeit, der Zeit bester Jagd, war selbst der Luchs nicht gierig genug, um sein sorglich gehütetes Fell durch eine Schwimmpartie zur Insel einzunässen.

Eines Tages aber kam ein dunkelbrauner, schöner, doch finster blickender Fremdling durch den Sumpf geschlichen, blieb manchmal stehen und spähte durch die niedrigen Büsche. Sein Körper war lang und niedrig, biegsam wie der einer Schlange, und er hatte einen grausam blickenden, spitzen Kopf. Sein Weg ging bis zum Rand des

Wassers, dort blieb er lange und beobachtete die brütende Mutter auf ihrem Nest.

Nie zuvor hatte der wachsame Hüter einen „Fischer“ gesehen, aber er wußte sofort: das war ein Feind, und zwar ein gefährlicher! Deshalb breitete er die weiten Flügel, beugte und streckte den langen Hals, bis er in gleicher Höhe mit dem Erdboden war, und indes er wie eine Dampfpfeife zischte, nahm er Aufstellung zwischen seiner Gefährtin und jenen tödlich drohenden Lichtern. So stand er im seichten Wasser, die Füße fest verankert, eine schöne, schneeig leuchtende Gestalt. Ein paar Sekunden lang bedrohten sich die beiden seltsam kampfbereiten Gegner über die zwanzig Meter breite Fläche klaren Wassers.

Der „Fischer“ war in jenen Tagen nicht besonders hungrig, aber, wie immer, voll Mordlust. Er zögerte, nicht aus Angst vor irgendeiner Ueberraschung, sondern nur deshalb, weil er nie zuvor einen Schwan gesehen hatte. Als gewiegter Taktiker, der er war, prüfte er vor dem Angriff die Aussichten seines Gegners. Plötzlich glitt er geräuschlos ins Wasser und kam mit großer Schnelligkeit auf die Insel zugeschwommen.

Für gewöhnlich hätte der Schwan wahrscheinlich den Angriff an der Schwelle seines Lagers abgewartet. Aber eine plötzliche Eingebung veranlaßte ihn, den Kampf in dem Element aufzunehmen, in dem er am meisten zu Hause war.

Schmiegsam, wie Oel ins Wasser fließt, glitt er in die Flut, und seine starken Schwimmfüße trugen ihn, scheinbar ohne Anstrengung, viel schneller vorwärts, als der „Fischer“ sich bewegte. Doch nahm er nicht den direkten Kurs auf seinen Feind. Fast erweckte er ihm den Eindruck, als wollte er ein Zusammentreffen vermeiden. Er beschrieb einen Bogen, als wüßte er noch nicht, was in seiner Not beginnen.

Der „Fischer“ war fast auf gleicher Höhe mit ihm, als der Schwan sich blitzschnell gegen ihn wandte und, sich mühelos aus dem Wasser hebend, nach dem Kopf seines Feindes stieß. Der „Fischer“ tauchte unter, aber in seiner Ueberraschung nicht schnell genug, einem schrecklichen Hieb zu entgehen, den der Vogel mit dem mächtigen Schnabel über sein rechtes Licht führte. Für Sekunden war er auf diesem Licht blind, aber zugleich beinahe wahnsinnig vor Wut. Daß irgendein armseliges Ding aus Federn ihm widerstehen könnte, war unglaublich! Sofort kam er wieder an die Oberfläche, warf sich halben Leibes über das Wasser und führte mit seinen langen, weißen Fangzähnen einen grausamen Vorstoß. Da aber geriet er in einen unerhörten Aufruhr von wild schlagenden Flügeln, schäumendem Wasser, einem nie gehörten Zischen und starken, weißen, blendenden Federn. Was er mit seinen tödlichen Kiefern zu erschnappen bekam, war nichts als

ein Maul voll dieser Federn. Ratlos würgend, fiel er zurück, tauchte wieder unter und trachtete, zu einem mehr versprechenden, seiner Kraft besser angemessenen Angriff zum zweiten Male zu erscheinen. Aber da, etwa einen Fuß unter der Oberfläche, fühlte er sein Genick von einem Paar stahlharter Zangen eingeklemmt. Der Schwan hatte seinen langen Schlangenhals ins Wasser getaucht, als wollte er nach Wurzeln von Seelilien fischen. Jetzt hatte er den Feind zu packen gekriegt und schüttelte ihn wie ein Terrier einen alten Schuh. Sein Hals und Schnabel waren für diese Art Kampf wie geschaffen, denn Seewurzeln sind zähe, und sie auszureißen, bedarf gewaltiger Kraft.

Auf dem Festlande wäre dem Vogel seine Taktik natürlich verhängnisvoll geworden. Biegsam, stark und schnell hätte der „Fischer" sich seinem Griff entrissen, hätte die Zähne in die Gurgel seines Gegners gebohrt, und damit wäre der Kampf zu Ende gewesen. Aber hier im Wasser fand er keinen Halt, von dem aus er seine Kraft gebrauchen konnte. In seiner tollen Wut konnte er nur ins Leere hinein stoßen und ringen, war hilflos in seiner Not. Ja noch mehr; an Kämpfe unter dem Wasserspiegel nicht gewöhnt, öffnete er unwillkürlich den Fang und fühlte sich bald dem Ersticken nahe. Wahrhaftig, hätte der Schwan nur begriffen, wie überlegen er in diesem Augen-

blick war, ohne große Mühe hätte er den Angreifer ersäuft und die Wildnis von einer ihrer blutigsten Geißeln befreit. Aber der zornige Vogel, der selbst den Kopf viele Minuten mühelos unter Wasser halten konnte, wußte nicht, daß für seinen Feind diese Lage tödlich war. So lockerte er plötzlich den furchtbaren Griff und erwartete das Wiedererscheinen seines Gegners mit neuen Schlägen seiner großen Schwingen, in die er das meiste Vertrauen setzte.

Im allgemeinen ist der „Fischer“ der Letzte, um Gnade zu bitten und einen noch so harten Kampf aufzugeben. Aber diese Art von Niederlage war ihm so rätselhaft, etwas so nie Geahntes, daß es schien, als änderte er im Augenblick ganz seine Natur. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß langes Getauchtwerden selbst die Kampflust eines Rhinozeros abkühlen würde. Die des „Fischers“ kühlte es sicher. Obwohl seine Lungen am Bersten waren und Funken ihm durchs Hirn zuckten, als er sich endlich von dem Griff im Genick befreit fühlte, war er geistesgegenwärtig genug, noch ein paar Sekunden lang unter Wasser zu bleiben, während der Schwan erregt dem Ufer zuschwamm. Als der „Fischer“ dann gezwungen war, seinen Kopf über die Oberfläche des Wassers zu heben, sah er sich nur einen Sprung weit von schützenden Büschen — da war aber auch sein Gegner schon nahe! Wieder empfing ihn ein erschrecken-

der Wirbelwind von Flügeln und Schlägen und furchtbaren Tönen. Er nahm die eine Lunge voll Luft, nach der er schmachtete, dann tauchte er wieder, diesmal so tief er irgend konnte, und entging wie durch ein Wunder einem zweiten Angriff mit dem Schnabel seines Besiegers. Erst als er sich wirklich im Schutze der Wurzeln und Stämme wußte, wagte er sich wieder empor, und auch dann nur, um sich in guter Deckung davonzuschleichen, bis er wohl zwanzig Sprünge weit vom Ufer entfernt war. Von dort setzte er zu wilder Flucht an, ohne auch nur einen Augenblick an weiteren Kampf zu denken — der mutloseste „Fischer", der jemals den Sumpf durchstreift hatte.

Der Schwan aber, der die Flucht mit einem Blick festgestellt hatte, füllte die Einsamkeit mit dem tiefen Trompetenruf des Siegers und segelte stolz zu seinem Nest zurück.

Als die geduldige Mutter ihre fünf langen Wochen Brutzeit beinahe hinter sich hatte, suchte eine nie erlebte Dürre die Gegend heim. All die zahllosen Flüsse, die den Sumpf nährten, tröpfelten dünn, wie nie zuvor im Gedächtnis der langlebigen Schwäne. Unter steter, schattenloser Hitze schrumpfte der See zusammen, und zum Entsetzen der Nesthüter hörte ihre Insel plötzlich auf, tatsächlich eine Insel zu sein. Das schräg stehende Plateau, auf das sie ihr Nest gebaut hatten, stieg immer weiter aus dem Wasser empor, ein bröck-

liger Pfad war entstanden, der die Insel mit dem Ufer verband. Vielleicht war es kein Pfad, nur eine Reihe weit voneinander getrennter Steine, von grauen Wellen überwaschen, aber auch das genügte einem geschickten Wanderer, die Insel trokkenen Fußes zu erreichen. Die Schwäne sahen es mit wachsender Unruhe.

Darüber kam der große Tag, an dem die treue Brüterin ein Rascheln und Tappen unter sich spürte, und dann tönten kleine Schreie aus den sechs geliebten Eiern, die sie mit ihrer Brust deckte. Sie beugte den Kopf, um entzückt zu lauschen, sie antwortete mit den sanftesten Tönen der Ermutigung, die nur aus ihrer Kehle wollten. Das Männchen hielt sich nahe dem Nest, es vergaß zu fressen, aber nicht für einen Augenblick vergaß es, wachsam die Strecke abzuspähen, die seine Insel mit dem Ufer verband.

Eins der Schwanenkinder hatte seine Schale mit sachgemäßen Schlägen des spitzen Schnäbelchens zerbrochen. Jetzt warf es den oberen Teil ab wie einen Deckel und flüchtete sich ganz feucht an die heiße, nackte Brust seiner Mutter. Die stülpte eine Hälfte der Eierschale in die andere, um Raum zu sparen. Aber ein wenig später warf sie das Ganze aus dem Nest, damit es sich nicht über das Ende eines anderen Eies legte und den Insassen so den Weg versperrte.

Gleich darauf zerbrachen zwei weitere Eier zu

gleicher Zeit. Die entzückte Mutter stand jetzt aufrecht im Nest, um den nassen, krabbelnden Jungen Platz zu geben — und gerade da geschah es, daß der alte graue Luchs, der näher ans Wasser heranpirschte als gewöhnlich, die Reihe gangbarer Steine bemerkte und gleich beschloß hinüberzukommen! Seit langer Zeit schon hatte er Appetit auf diese großen, weißen Vögel!

Unter gewöhnlichen Umständen und Bedingungen kann auch der stärkste Schwan einen Kampf mit dem Luchs nicht wagen und ist dieses scharfen und mächtigen Räubers hilflose Beute. Aber in der Verteidigung ihrer Jungen entwickeln die wilden Tiere Kräfte und Heldentum, die niemand träumen würde. In einer solchen Lage denken sie nicht an die Ueberlegenheit irgendeines Gegners, in dieser Stimmung kann das ganz Unmögliche geschehen. Uebrigens ist es ein anderes Ding, eine Brücke zu verteidigen, ein anderes, im Freien zu kämpfen.

Die beiden Schwäne waren keinen Augenblick im Unklaren, welch schreckliche Gefahr ihnen drohte — sie kannten den Luchs gründlich! Der Muttervogel, der aufrecht zwischen Eiern und Jungen stand, verließ vorsichtig das Nest, zischte und schlug mit den Flügeln. Beide Vögel wußten etwas Besseres, als den Feind zu Wasser oder zu Lande anzugreifen. Mit wildem Haßgeschrei stießen sie in die Luft.

Der Luchs hatte den zweiten Stein erreicht, der scharf und viel zu schmal war. Mit der Aengstlichkeit einer Hauskatze, die ihre Füße nicht naß machen will, balancierte er auf diesem Stein, ehe er zum nächsten Sprung ansetzte. Gerade als er den Sprung wagen wollte, fuhr der männliche Schwan ihm so gewaltig gegen den Schädel, daß er den Halt fast verlor. Seine Vorderpfoten und seine schnurrbärtige Schnauze kamen tatsächlich ins Wasser, nur die großen Hinterbranten, die zum Sprung fest eingesetzt waren, behaupteten sich auf dem Felsen. Knurrend und spuckend, voll böser Ueberraschung, gewann er seine Lage wieder. Aber im nächsten Augenblick war er töricht und allzu selbstvertrauend genug, sich auf die Hinterbranten zu erheben, um seinen Angreifer mit einem Schnappen herunterzubringen. In diesem Augenblick geschah es — er stand so unsicher auf dem nassen Stein —, daß das Weibchen wagemutig ihr ganzes Gewicht gegen ihn schleuderte. Unwiderstehlich riß sie ihn vom Felsen, fiel mit ihm und auf ihn und trieb ihn tief ins Wasser.

Wohl biß der Luchs nach seiner Feindin, wühlte seine Zähne in die starken, weißen Federn, brachte ihr an Brust und Schenkel grausame Wunden bei. Aber das währte nur für einen Augenblick. Verschreckt und gurgelnd gab er den Biß auf und stampfte sich wieder an die Oberfläche. Als

er den Stein zum zweitenmal erklettert hatte, waren die beiden Vögel sofort wieder über ihm. Er aber fühlte auch nicht einen Hauch von Kampflust mehr in sich. Er hatte ja gar keinen Hunger! Schwäne mochte er überhaupt nicht! Er wollte ja nichts, als irgendein sonniges Plätzchen erreichen und sich friedlich trocknen. Laut spuckend, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, die Gehöre im Nacken, entfloh er ruhmlos aus einer Hölle von Flügeln und Schnäbeln und wildem Geschrei. Als er ganz ihrem Blick entzogen war, reckten die beiden Schwäne sich zu stolzer Höhe, spreiteten ihre Flügel, so weit sie konnten, und trompeteten allen Sündern der Tierwelt eine schmetternde Warnung zu! Dann kehrten sie eilend zum Nest zurück, das sie so wohl zu hüten wußten.

Das Weibchen, das seiner Wunden kaum achtete, nahm sorglich sein Brutgeschäft wieder auf und lockte die auskriechenden Jungen mit Tönen voll Zärtlichkeit. Das Männchen aber ließ sich nieder, um sein zerzaustes Federkleid zu strählen, so ruhig, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen, und als bestünde die Gefahr nicht, daß irgend etwas geschehen könnte.

WIE DAS ELEN ANS TOR KLOPFTE

I

Als Sturm und Schneefälle aufhörten, war Carlsons Rodung bis zu den Spitzen der Zaunpfähle begraben. Das alte einstöckige Holzhaus mit seiner großen Scheuer steckte fast bis zu den Enden der Fenster im Schnee. Seine Dächer, die der Wind rein gefegt hatte, schauten schwarz aus all dem Weiß hervor. Obwohl der Sturm von zwei Tagen aufgehört hatte und die Sonne wieder schien, war der Himmel noch von einer dunstigen Blässe, als hätte er die Absicht, immer noch mehr Schnee auf die vergrabene Welt zu streuen; die Sonne hatte keinen Glanz. An den Rand der Lichtung hin war der Schnee in hohe Triften gehäuft und die Fichtenbäume wachten darüber in schwarzen, scharf geschnittenen Linien, während auf der andern Seite, dort wo der Hochwald sie schützte,alle Bäume in Weiß gekleidet waren und ihre schwer beladenen Aeste zu Boden hängen ließen.

So tot und verzweifelt die Welt draußen auch

aussah, im Hause herrschte frohe Laune. Der Hauptraum, der zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war, lag in einem seltsamen Zwielicht, denn Schneewehen standen vor den Fenstern — aber die Wirkung war nur, daß die Kälte und Oede des Winters ganz ausgeschlossen war. Ein mächtiges Feuer aus abgelagerten Birken- und Ahornholz rumorte in dem großen Küchenofen, aus dessen weit geöffnetem Maul rote Glut durch den Raum geisterte, sich in dem Zinngeschirr wiederspiegelte, das an der Wand hing, und zukkende Schatten auf die weißen Schüsseln und das alte China-Porzellan in der Anrichte warf.

An einem Ende des langen Tisches war für zwei Personen gedeckt, denn es ging auf den Abend und die Essenstunde für die Hinterwäldler war gekommen. Am andern Ende des Tisches stand Frau Carlson, eine große knochige Frau, die ihr dunkles Haar straff aus dem freundlichen, aber derben Gesicht gestrichen hatte und den Teig für ihre Sonntagsbäckerei knetete. Sobald sie das Brot in den Ofen schieben konnte, würde es Zeit sein, für sich und Amanda das Essen aufzutragen. Aus dem schwarzen Topf, der hinten auf dem Ofen stand, strömte der Duft von Büchsenfleisch und Rüben angenehm in die warme Küchenluft.

An der Tür stand Amanda, stampfte und bürstete sich mit einem grauen Gänseflügel den

Schnee aus ihrem blauen Wollrock. Ihr helles, blühendes Gesicht war rot vor Anstrengung, und die eigensinnigen Strähnen ihres blonden Haares drängten sich aus der Winterhaube, die sie unter dem Kinn zusammengebunden trug, fielen über ein paar muntere blaue Augen und die kurze, grade Stupsnase. Obwohl Amanda von ihrer Arbeit noch atemlos war, lachte sie, als wenn sie von einem großen Vergnügen gekommen wäre. Sie hatte Fußpfade durch die Schneetriften gebahnt, vom Haus zur Scheuer, von der Scheuer zum Brunnen und zurück vom Brunnen zum Haus; eine schwere Aufgabe, die sie aber mit Lust und Liebe verrichtet hatte, denn nach vielen Monaten Schulmeisterei im nächsten Flecken schien diese Arbeit ihr Sport. Die große Schneeschippe, an der noch vereiste Klumpen hingen, lag neben ihr auf dem Boden, wie sie sie beim Hereinkommen hingeworfen hatte.

„Große Bahn hab' ich gemacht," rief sie lustig, „das macht mehr Spaß, als das Einmaleins beizubringen, Mutter! Die wird halten bis zum nächsten Sturm!"

Frau Carlson lächelte, ohne von ihrer Backarbeit aufzublicken.

„Gut, mein Kind, aber nimm die Schaufel und stell' sie hinter den Schrank, wo sie hingehört. Geändert hast du dich nicht in der Stadtschule! 'nen kleinen Neger brauchst du, der immer um

dich herum ist und alles aufhebt, was du 'rumliegen läßt!"

Amanda gab der Schaufel einen leichten Fußtritt, hob sie aber doch auf und verwahrte sie gehorsam hinter dem Schrank. Dann kehrte sie sich zur Mutter, mit einem Ausdruck, als hätte sie eine besondere Belohnung verdient, und rief: „So Mummi, und jetzt will ich essen! Ich bin am Verhungern."

„Gerade fertig geworden," antwortete die Mutter, während sie eine Platte mit Teig in den Ofen schob.

Amanda riß die Haube vom Kopf, warf sie auf einen Stuhl in der Ecke, strich sich mit den Fingern durch ihr Haar, um den Anschein zu erwecken, als hätte sie sich gekämmt, dann griff sie nach einer Gabel und hob neugierig den Deckel vom Topf.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Das Klopfen klang so fremdartig, daß Amanda den Deckel fallen ließ und große Augen machte; Frau Carlson, die grade dabei war, in ihrer geräuschvollen Art die Ofentür zuzuschlagen, starrte nach der Tür und murmelte fast tonlos: „Himmel, was ist das?"

Es war zweifellos geklopft worden, kräftig und anhaltend, aber dem Klopfen folgte ein unbestimmbares Geräusch, das wie Stöhnen und Aechzen klang.

Amanda tat in unwillkürlicher Tapferkeit ein

paar Schritte auf die Tür zu. Dann blieb sie stehen. Irgend etwas war bei dieser Bitte um Einlaß nicht geheuer. Das Stöhnen und Keuchen hielt an, zugleich hörte man ein leichtes Tappen, das so klang, als wäre es nicht beabsichtigt. Dann hob sich der schwere Holzriegel in seinem Scharnier, als wenn jemand, der nicht damit umzugehen wußte, von draußen an dem Riegel herum arbeitete. Die feinen Härchen im Nacken des jungen Mädchens sträubten sich.

„Manda, wage nicht, die Tür aufzumachen!" flüsterte die Mutter, die vom Ofen her angstvoll auf sie zukam und sie am Arm packte.

Aber bei aller halb gespielten Kindlichkeit hatte das junge Mädchen ein kühles, fast männlich tapferes Herz.

„Unsinn, Mutter!" gab sie leise zurück. „Wahrscheinlich ist da draußen jemand halb tot vor Kälte, der so weit gelaufen ist, daß er nicht mehr klopfen kann. Wir müssen die Tür aufmachen, es wäre närrisch, wenn wir's nicht täten."

Während sie so sprach, rannte sie ins Schlafzimmer und erschien sofort wieder mit einem Gewehr in den Händen. Als sie zur Tür kam, öffnete sie kaltblütig das Magazin, um festzustellen, daß die Patronen an ihrem Platz waren. Dann ließ sie es mit hörbarem Geräusch wieder zuschnappen, um dem Besucher, falls nötig, eine Warnung zu geben.

Das Gewehr in der Hand und schußfertig, reichte Amanda mit der linken Hand nach dem Riegel, ohne auf den heftigen Widerspruch ihrer Mutter zu achten. Aber ehe ihre Finger noch zugegriffen hatten, hob sich der Riegel auf eine geheimnisvolle Weise, und die schwere Tür sprang auf. Amandas erster Gedanke war es, sich dagegen zu werfen und das Haus vor jedem Gespenst zu verrammeln. Aber ehe sie den Gedanken ausgeführt, hatte sie den Gast erkannt und hielt vor Staunen inne. Ein gewaltiges Elentier, dessen Geweih viel breiter war als die Tür, stand davor, versperrte den Weg und streckte behutsam die große Muffel herein.

„Schießen! schießen!" schrie Frau Carlson. „Es will uns ans Leben, schieß doch, sag ich dir!"

Amanda aber ließ das Gewehr fallen und brach in Lachen aus. Die Spannung war kurz, aber schrecklich gewesen, und die Lösung fand sie unendlich komisch. Jetzt erst wußte sie, welch furchtbare Angst sie ausgestanden hatte. Aber es war nur ein Tier, und Tiere, wilde wie zahme, verstand sie aus Instinkt und liebte sie. Sie streckte die Hand aus und streichelte die große, bettelnde Schnauze.

„Schießen, Mutter? Warum denn? Sieh doch nur, wie er zittert. Irgend jemand hat ihn gehetzt und er bittet bei uns um Schutz. Wovor kann

sich ein so großes, starkes Tier nur gefürchtet haben?“

Frau Carlson hatte sich inzwischen beruhigt. Aber jetzt schämte sie sich der überstandenen Angst.

„Wenn du nicht genug Verstand hast, das Biest zu schießen, Manda, dann jag's hinaus und mach die Tür zu, aber schnell. Ich will nicht, daß es hier in meiner Küche 'rumtrampelt. So ein unverschämtes Tier, die ganze Kälte kommt herein.“

Amanda lachte ausgelassen.

„Er kann ja gar nicht herein, Mummi, schau doch nur, sein Geweih ist viel breiter als die Tür. Ich denk mir, es ist ein zahmes Elen, das von Menschen verwöhnt worden ist! Jetzt glaubt er, jedes Haus bedeutet Freundschaft und Sicherheit. Ja, du bist richtig dran, alter Bursche! Ich möchte nur wissen, wer dich so gehetzt hat.“

Das mächtige Tier zitterte noch, und seine Flanken bebten; aber es war kein Zweifel, daß es sich jetzt bei Freunden fühlte. Es streckte seine lange, überhängende Oberlippe vor und versuchte, eine Falte von Amandas Rock zu fassen. Das Geheimnis mit dem bewegten Riegel war jetzt erklärt. Das Elen hatte mit seiner neugierigen Lippe den Strick zu fassen bekommen.

Amanda schwieg einen Augenblick und sah ihren Schützling mit Entzücken an. Ihre Mutter aber war noch erregt und wollte eben den Angriff

wieder aufnehmen, als die Tochter ihr ins Wort fiel.

„Siehst du jetzt!“ rief sie, „hab’ ich dir nicht gesagt, daß es ein zahmes Elen ist! Es ist schon eingeschirrt gewesen. Sieh nur, an der Schulter ist es abgescheuert. Nein, wie entzückend es ist! Ich bin neugierig, ob der arme Kerl ein bißchen Kornmehl frißt.“

Mit einem Teller rannte sie zur Mehlkiste und holte ein paar Hände voll derben, goldenen Mehls. Frau Carlson, die sich bei dem Gedanken, daß das Tier tatsächlich zahm sei, langsam beruhigte, sah zweifelnd zu, wie Amanda ihm den Teller mit Mehl unter die Schnauze hielt. Das Elen schnüffelte daran und blies, weil es den Geruch nicht kannte, kräftig durch die Nüstern. Das Mehl flog auf den Boden und bestäubte Amandas Kleid. Da plötzlich schien es zu bemerken, daß das etwas Gutes zu fressen war, ließ sich auf die Knie fallen und leckte gierig den gelben Staub auf. Um besser daran zu kommen, drehte es den Kopf schief und brachte glücklich ein Stück des großen Geweihs durch die Tür.

Der Anblick des verschütteten Mehls aber war zuviel für Frau Carlsons heftige Seele; ihre angespannten Nerven zuckten schon bei dem hellen Lachen, mit dem Amanda die Ungeschicklichkeit des Tieres auch noch belohnte. Mit einem Schrei: „Scher dich ’raus, du schmutziges Tier!“ griff

sie nach dem hölzernen Kartoffelstampfer, und ehe Amanda dazwischen treten konnte, führte sie einen wütenden Hieb nach der Nase des Eindringlings. Frau Carlson war aber im Wollen und Können nicht gleich stark. Außerdem hatte Amanda sie gerade im kritischen Augenblick am Arm gepackt. So fiel der Schlag nicht auf die Nase des Elentieres, sondern nur auf eine der Gabeln seines eingedrungenen Geweihs. Der Schlag war heftiger, als die gute Frau ihn in ihrer Erregung eigentlich beabsichtigt hatte, der Erfolg aber so viel stärker, daß sie den Kartoffelstampfer fallen ließ und mit einem Entsetzensschrei zurückfuhr.

Das Elen war bei Frau Carlsons Angriff erschreckt aufgefahren, war auf die Füße gesprungen und hatte den Kopf so heftig zurückgezogen, daß die eine Schaufel seines Geweihs glatt abbrach. Es lag vor Frau Carlsons Füßen, und die Bruchstelle, an der dünne Blutkörper klebten, bezichtigte sie einer unerhörten Grausamkeit. Sie rang die Hände und widersprach fast weinend: „Manda, das wollte ich ja nicht! Wie konnte ich wissen, daß es so leicht abbricht?“

Das Opfer schien jedoch gegen die furchtbare Verletzung beinahe gleichgültig. Nachdem es den Kopf heftig geschüttelt hatte, etwa so, als hätte eine Biene es gestochen, kehrte es sich nicht mehr an den Unfall, sondern streckte Amanda wieder

die Schnauze entgegen und bettelte um Zärtlichkeiten. Den Verlust des Geweihs schien es gar nicht zu bemerken. Da fiel Amanda ein, daß es vielleicht gerade die Jahreszeit war, in der Elentiere ihr Geweih abwerfen. Ihr entsetztes Gesicht beruhigte sich.

„Armer Teufel“ murmelte Frau Carlson, während sie das abgeworfene Geweih respektvoll an die Wand stellte und es ansah, als dächte sie darüber nach, es dem Tier wieder anzuleimen. „Es muß schon merkwürdig gutmütig sein, daß es über sowas nicht böse wird. Sollten wir ihm nicht ein bißchen Hammelfett aufschmieren, Manda?“

„Wohl nicht nötig, Mutter,“ sagte das Mädchen. „In dieser Zeit gibt es keine Fliegen, die sich in die Wunde setzen. Wahrscheinlich tut’s ihm gar nicht so sehr weh, denn bald hätte es sein Geweih auf jeden Fall verloren. Es fällt im Winter immer ab; es ist also nicht so schlimm, als wenn es nie wieder wachsen würde.“

„Natürlich!“ sagte die Frau tief getröstet. „Daran hab ich ja gar nicht gedacht, aber weh getan muß es ihm doch haben. Die Stelle sieht schrecklich rot und krank aus, und das muß ich schon sagen, ich wäre ganz anders wütend, wenn mir jemand sowas getan hätte.“

Amanda schlug ein so kraftvolles Lachen an, daß das Elen voll Angst zurückfuhr.

„Du weißt doch, was ich meine!“ sagte die Mutter streng. „Sei nicht so albern. Bring dein altes Biest in die Scheune, bind es fest und komm endlich zum Essen.“

Amanda wurde nachdenklich.

„Ich weiß aber nicht, wie ich's dorthin bringen soll,“ antwortete sie.

„Also,“ sagte Frau Carlson, „wenn's ein Pferd wär, würdest du's führen, wenn's eine Kuh wär, würdest du sie treiben, was ist es also? Du bist Schulmeisterin, du mußt in solchen Sachen Bescheid wissen. Aber mach rasch, wir frieren sonst steif.“

Dabei machte sie sich energisch daran, das Essen aufzutragen.

„Natürlich ist es vielmehr eine Kuh als ein Pferd,“ sagte das Mädchen mit großer Sicherheit, „aber trotzdem will ich's führen. Es sieht aus, als ob es leicht zu treiben wäre. Bitte gib mir ein Stück von dem Riemenzeug da an der Wand.“

Amanda setzte sich die Haube auf und knotete dann geschickt wie ein Mädchen, das in einer Farm groß geworden ist, die Leine erst um das Genick und dann um die Schnauze des Tieres zu einer Art Halfter — eine Prozedur, der sich das Elen so geduldig unterwarf, daß man an der Annahme, es sei gezähmt, nicht mehr zweifeln konnte. Dann stieß sie mit beiden Händen kräftig gegen seine breite Stirn, damit es den Eingang

frei gab. Das Elen gehorchte sofort, und als sie es durch den tiefen Schneepfad zur Scheuer führte, folgte es ihr so nahe, daß seine gewichtige Schnauze fast auf ihrer Schulter lag.

Sie hatte beinahe die Scheuer erreicht, als das Elen mit einem Ruck den Kopf hob und ängstlich schnaubte. Amanda folgte seinen Augen, spähte die endlose Fläche ab und bekam drei graue Gestalten zu sehen, die in die Wälder flüchteten.

„Wölfe!" sagte sie zu dem Tier, „das war's also, was dich gehetzt hat? Jetzt scheinst du dich aber nicht mehr besonders zu fürchten?"

Sie nahm an, daß die heimtückischen Wölfe ihr großes Wild verfolgt und gehetzt, sich aber nicht in den Bereich seiner Läufe und Schaufeln gewagt hatten, ehe es zu erschöpft war, um sich zu verteidigen. Sichtbar hatten sie jetzt keine Lust mehr, das Abenteuer zu Ende zu führen.

Ein paar Sekunden lang blickte das Elen tapfer seinen entschwindenden Feinden nach, dann folgte es Amanda gehorsam in die Scheuer. Der alte Hans, der Fuchs, den Amanda als Kind geritten hatte, wieherte neugierig aus seinem Stall heraus, als er den riesigen Gast ankommen sah; die beiden rot-weißen Kühe brüllten und rissen an ihrer Kette. Aber das Elen kümmerte sich nicht um sie. Es schien, als fühlte es sich bei Kuh und Pferd sofort zu Hause. Amanda band es nahe einem Heuhaufen fest, so daß es versorgt war. Dann rannte

sie, ihre klammen Finger reibend, ins Haus zurück, froh, der eisigen Kälte zu entrinnen. Die Mutter saß schon am Tisch.

„Was für ein wundervolles Weihnachtsgeschenk für Vati,“ rief das Mädchen glückselig, als es Platz nahm.

„Ich möchte wissen, was das Tier ihm nützen soll!“ sagte Frau Carlson skeptisch. „Mit seinen ellenlangen Läufen wird es über alle Zäune springen und alles auffressen, was ihm vor die Nase kommt. Ich weiß nicht Manda, was du an all diesen Biestern findest. Ein gutes Pferd oder eine Kuh, die nicht bockt, oder meinetwegen ein Hund, das ist was für unsereinen.“

„Schön, Mutter, ich mag die andern Tiere auch,“ sagte Amanda, die eine weitere Aussprache vermeiden wollte.

II

Es war schon zwei Tage vor Weihnachten und für den heiligen Abend noch vieles vorzubereiten, denn wie gewöhnlich würde John Carlson von einer langen Reise nach den Holzfäller-Lagern am Black-River liebevoll, frisch und furchtbar hungrig zurückkommen. Frau Carlson und Amanda arbeiteten den ganzen Nachmittag fleißig an Pasteten, hackten Fleisch, Kürbis und Aepfel klein und brieten in der großen Pfanne mit zischendem

Fett eine endlose Reihe goldbrauner Teigformen. Der Sturm, der die schmalen Waldwege ganz zugeweht hatte, bekümmerte die beiden Frauen wenig. Sie wußten, daß kein Sturm John Carlson hindern könnte, auf seinen Schneeschuhen nach Hause zu kommen. Was war ein Marsch von vierzig Meilen durch die Wildnis für ihn, selbst wenn das Quecksilber auf zwanzig Grad minus sank! So sicher wie der Kalendertag würde er im Zwielicht über die Felder jodeln, würde seine Schneeschuhe am Tor abschütteln und Eiszapfen aus seinem Bart lösen, ehe er Frau und Tochter an seine Brust zog. Keine der Frauen gab sich einer trüben Ahnung hin, ihre Weihnachtsfreude würde schon nicht ausbleiben! Amanda hatte soviel zu tun, daß sie keine Zeit für den großen Fremden in der Scheuer hatte. Aber als sie bei Sonnenuntergang mit der Mutter fort ging, um die Kühe zu melken und das Vieh für die Nacht mit Futter zu versorgen, sah sie, daß das Elen den Rest seines Geweihs abgeworfen hatte. Wahrscheinlich war das ungleiche Gewicht ihm lästig geworden. Das veränderte Aussehen fand Frau Carlsons innigen Beifall.

„Er sieht jetzt viel natürlicher aus,“ bemerkte sie zu Amanda. Sie klopfte „ihn“ herablassend auf die Schultern, und als er darauf vertrauensvoll mit seiner langen, gutmütigen Schnauze an ihrem Aermel herum schnüffelte, stellte Amanda

fest, daß sein Platz in der Familie gesichert war. Nachdem die Mutter ihn einmal aufgenommen hatte, würde sie ihn bald so lieb haben wie den alten Hans und die rot-weißen Kühe.

Am nächsten Morgen war der Himmel blau und wolkenlos, aber es herrschte klirrender Frost. Amanda hatte vor, das Elen anzuschirren, um zu sehen, ob es wirklich eingefahren war. Aber es gab zuviel im Haushalt zu tun. Der Plumpudding mußte noch zubereitet werden. Statt der interessanten Aufgabe, den riesigen Elen-Bullen anzuschirren, verlangte die Pflicht von ihr, Rosinen zu waschen. Sie gehorchte und tröstete sich an den Rosinen selbst, die groß und süß waren, das Beste, was der Flecken liefern konnte.

Es war eine große Schüssel voll Rosinen, denn John Carlson hatte immer Appetit und liebte einen würzigen Pudding. Aber ehe Amanda ihre Aufgabe halb erledigt hatte, wurde sie unterbrochen und die Rosinen blieben vergessen. Es klopfte an die Tür, klopfte zum zweiten Mal, ehe Frau Carlson öffnen konnte. Der Besucher war ein hübscher, junger Bursche, der draußen seine Schneeschuhe abwarf und seine Pelzmütze höflich abnahm. Frau Carlson brachte ihm eiligst einen Stuhl, während Amanda, deren Hände verdächtig klebrig waren, mit dem runden weißen Arm ihre Haare aus dem Gesicht strich und ihm zur Begrüßung zulächelte. Der Fremde trug die

wollene Joppe und die „Kuhledernen“ der Holzfäller, aber er zeigte, als er den Rock aufknöpfte, einen zweifellos frischen und zweifellos leinenen Kragen mit einer hübsch gebundenen Krawatte. Sein Gesicht war jugendlich, aber scharf geschnitten, die dunklen Augen hatten einen festen Blick, er trug einen kurzen schwarzen Schnurrbart, und nach seinen ersten Worten entschied Amanda, daß er vielleicht aus einem Holzfäller-Lager kam, aber sicher kein Holzfäller war.

„Wollen Sie sich nicht näher ans Feuer setzen?“ fragte Frau Carlson herzlich, „ein tüchtig kalter Tag!“

„Danke, noch nicht! Meine Finger sind ein bißchen steif,“ antwortete der Gast, der seine wollenen Fäustlinge abnahm und seine Finger massierte, die, wie Amanda feststellte, stark und wohl gepflegt waren.

„Sie sind Frau Carlson, nicht wahr?“ fuhr er fort.

„Die bin ich,“ sagte Frau Carlson. Während Amanda, um nicht ganz vergessen zu werden, freundlich lächelte.

„Mein Name ist Roß, Alex Roß, und ich bin gerade auf dem Weg vom Donnovan-Lager nach Forks-Brook. Ich mußte zufällig bei Crimins einkehren und es ist gut, daß ich es tat. Frau Crimins ist schwer krank, Lungenentzündung oder so etwas Aehnliches, und sie ist ganz allein. Niemand im Haus als ihr dreijähriger Bub und ihr schwacher

alter Großvater, der ungefähr soviel helfen kann wie das Kind."

„Mein Gott!" rief Amanda mitleidig, während sie die Schüssel mit Rosinen auf den Tisch setzte und fort ging, um sich die Hände zu waschen. Der junge Mann sah ihr mit bewundernden Blikken nach.

„Aber das ist ja schrecklich!" jammerte Frau Carlson. „Der alte Mann ist ja beinahe stockblind und zu garnichts nütze."

„Ich hab die Dinge soweit in Ordnung gebracht, soweit ich eben konnte," erzählte Roß, „und jetzt lauf ich in aller Eile in den Flecken, um den Doktor zu holen. Aber Sie wissen ja, was das bedeutet. Im besten Fall kann ich hoffen, ihn übermorgen dort zu haben. Was in der Zwischenzeit passieren kann, daran darf man gar nicht denken. Ich hoffte, hier könnte jemand sein, der hinüber geht und dort bleibt, bis ich zurück bin. Aber ich sehe, es ist unmöglich. Keine Frau könnte allein den Weg durch fünfzehn Meilen Schneewehen machen, den ich grade hinter mir habe."

Frau Carlson rang die Hände. „Die arme Nancy Crimmins! Solche Not und wir können nicht den Finger rühren, um ihr zu helfen!"

„Rasch doch, Manda, gib Herrn Roß eine Tasse heißen Tee. Nein, Herr Roß, Sie sitzen gut da, wo Sie sind," fuhr sie bestimmt fort, als sie

sah, daß der junge Mann aufgestanden war, um zu gehen.

„Warten Sie zwei Minuten auf ihren Tee und danach können Sie umso besser marschieren!“

Da er zum Flecken noch gut fünfundzwanzig Meilen zu machen hatte, mußte Roß anerkennen, daß sie recht hatte, und so ließ er sich in seinen Stuhl zurückfallen. Aber er merkte, daß Amanda sich um den Tee nicht kümmerte. Stattdessen nahm sie einen schweren Waschbärpelz von dem gelben Kleiderhaken an der Tür zum Schlafzimmer.

„Um Himmelswillen, was willst du tun?“ fragte die Mutter heftig, aber mit einem Klang von Angst in der Stimme.

„Ich gehe zu Frau Crimmins, um sie zu pflegen, bis der Doktor kommt,“ sagte das Mädchen ruhig.

„Das tust du nicht, du wirst das Haus nicht verlassen, Manda,“ befahl die Mutter.

Nun war Amanda fast zweiundzwanzig Jahre alt, und man wußte allgemein, daß die ziemlich lebhafte Schule im Flecken, die sie zu leiten hatte, in vorzüglicher Ordnung war. So gehorsam sie sonst war, hatte sie diesmal durchaus nicht die Absicht, nachzugeben, sondern trat sehr bestimmt auf.

„Du weißt so gut wie ich, daß ich gehen muß, Mutter,“ antwortete sie höflich, „meinst du, ich soll hier sitzen, während die arme Frau Crimmins vielleicht stirbt? Hier ruhig und bequem sitzen?“

fuhr sie mit einem leisen Zittern in der Stimme fort. „Bitte Mutter, gib Herrn Roß seinen Tee so schnell du kannst und dann hilf mir, mich fertig machen.“

In ihrer Antwort lag eine Festigkeit, die Frau Carlson sofort zum Schweigen brachte. Sie stand auf, um den Tee zu holen, aber gleichzeitig brach sie vor Erregung fast in Tränen aus.

„Warum hörst du nie auf Vernunftgründe, Manda?“ jammerte sie „immer mit dem Kopf durch die Wand! Du kannst ja gar nicht hin, du wirst im Schnee stecken bleiben! Du wirst erfrieren, das weißt du selbst! Und mein Gott, was wird dein armer Vater sagen, wenn er nach Hause kommt und findet dich nicht? Herr Roß!“ rief sie weinend und wandte sich plötzlich zu dem jungen Mann, der Amanda bewundernd ansah. „Sprechen Sie doch mit ihr! Sagen Sie ihr doch, daß sie's nicht tun kann, und daß sie's nicht versuchen darf! Vielleicht hört sie, wenn es ein Mann sagt!“

Alex Roß stand auf: „Erlauben Sie mir zu sagen, Fräulein Carlsoon, ich fürchte, daß Ihre Mutter recht hat. Ich weiß schon, was Sie empfinden — und wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen: ich bewundere Ihren Mut. Aber Sie allein können niemals ein Pferd durch diese Schneewehen bringen. Es ist traurig, aber Sie müssen's wohl aufgeben.“

Amanda schüttelte den Kopf.

„Alles Unsinn,“ erklärte sie, „glauben Sie, ich kann nicht ebensogut Schneeschuh laufen wie Sie! Was sind fünfzehn Meilen?“

Roß zögerte. Er wollte die beiden Frauen nicht erregen, die in der großen Einsamkeit so ganz allein lebten. Aber es war notwendig, die Wahrheit zu sprechen.

„Ich zweifle nicht, daß Sie es könnten,“ antwortete er, „aber so sltsam es klingt, wir haben diesen Winter Wölfe in der Gegend. Während der letzten fünfzig Jahre etwa hat man in dieser Landschaft nichts von ihnen gehört, wie Sie wissen; aber jetzt sind sie zurückgekommen!“

Er sprach mit einem Ausdruck, als hätte er damit die Frage entschieden und Frau Carlson nickte beistimmend, während sie ihm den heißen Tee vorsetzte. Amanda aber antwortete ganz ruhig:

„Ich weiß, daß Wölfe wieder da sind!“

Roß und Frau Carlson starrten sie an. „Sie scheinen sich doch nicht weiter um die Wölfe zu kümmern,“ fuhr sie fort.

Roß schlug mit einer knabenhaften Bewegung den Rock auseinander und zeigte ein paar „5,8“ in seinem Gürtel.

„Ich bin vorbereitet, wenn sie mit mir anbinden sollten!“ sagte er.

„Schön,“ rief Amanda, „ich habe so wenig wie Sie die geringste Angst vor den Wölfen. Es sind

feige Köter, diese Wölfe im Osten, und ich hab meinen Winchester, einen Mehrlader, mit dem ich umzugehen weiß. Was, Wölfe! — drei sind gestern hier um die Rodung gestrichen, aber als sie mich sahen, waren sie auch schon wieder verschwunden. Die hatten nämlich mein Elen gejagt, Mutter. So, jetzt geh ich und spanne das Elen an den Schlitten, und dann wollen wir sehen, ob seine langen Läufe mich nicht durch die Schneewehen bringen! Denn daß der alte Hans es nicht kann, weiß ich selbst. Wenn das Elen mir nicht gehorcht, mach ich's los und geh auf Schneeschuhen weiter. Aber ich glaube, Mutter, gerade zu diesem Zweck ist uns das Elen geschickt worden.

Für Frau Carlsons tief religiöses und etwas abergläubisches Herz war die letzte Bemerkung so gewichtig, daß ihr Widerstand trotz der schrecklichen Wolfsgefahr nachließ. Es war „ein Zeichen," wie sie es nannte, aber Alex Roß sah so erstaunt aus, daß man ihm die ganze Geschichte erzählen mußte, während er seinen Tee trank.

Er widerriet noch, aber er sah ein, daß das entschlossene Mädchen nicht zu überzeugen war. Mit einer Zuversicht, die er in Wirklichkeit durchaus nicht empfand, versprach er endlich, sie am nächsten Morgen bei Crimmins zu treffen. Dann zog er sich die Mütze über die Ohren, steckte die Füße in die Riemen seiner Schneeschuhe und



zog mit den langen, schwingenden Bewegungen eines geübten Läufers in die Einsamkeit hinaus.

„Ein Holzfäller ist das nicht," sagte Frau Carlson, die ihm kritisch nachsah. „Aber mir scheint, einer, der weiß, was er will." Und Amanda, die gerade ein Paar extra dicker wollener Strümpfe anzog, stimmte mit ihr überein.

III

Amanda hatte das Elen ganz richtig beurteilt. Es war wirklich längst eingefahren, zweifellos hatte irgend jemand es als ganz junges Kalb gefangen, und als Liebling irgend einer Familie im Hinterwald war es groß geworden. Es war der Gehorsam selbst und liebte es sichtbar, gelenkt zu werden. Nur an ein Gebiß war es nicht gewöhnt, und so mußte Amanda die Zügel an einer Halfter fest machen. Doch waren die Zügel überhaupt kaum nötig, denn das große Tier folgte auf Zuruf wie ein gut gezogener, williger Ochse, nur viel feinfühliger als ein solcher. Trotz aller Besorgnis, die ihre plötzliche Reise veranlaßte, war Amanda doch wirklich reisefroh, als sie jetzt mit einem heißen Stein an den Füßen, warm gekleidet, in altmodische Buffalo-Decken eingehüllt, in ihrem niedrigen Schlitten saß, und rosig schien ihr Gesicht aus den Falten des weißen Schals. Die leichte Führung ihres neuen, gewaltigen Zug-

tieres machte ihr unglaubliches Vergnügen. Mit seinen riesigen Hufen, mit der gewaltigen Kraft seiner Schultern und der unglaublichen Länge der Läufe zog das Elen sie durch die tiefen Schneewehen, in denen ein Pferd hoffnungslos stecken geblieben wäre. Es ging schnell aber gleichmäßig seinen Weg, und der leicht beladene Schlitten mit seinen breiten Kufen sank nicht tief ein.

Von den Wölfen war keine Spur zu sehen, und so kam Amanda in der Mitte des Nachmittags wohlbehalten bei Frau Crimmin an.

Die kranke Frau war vor Schmerzen, Angst und Fieber fast besinnungslos. Ihr Kind heulte schmerzlich, das alte Männlein schwatzte vor sich hin, und seine einzige Leistung war es, Holz ins Feuer zu werfen, das Alex Roß hinter dem Ofen aufgebaut hatte. Das Ganze war unbeschreiblich traurig, und Amanda dankte dem Himmel für ihren Entschluß, herbeizueilen. Ihr Kommen schien tatsächlich ein Wunder zu wirken. Denn das Kind ließ sich beruhigen, die furchtbare Angst der Kranken ließ nach, und der Alte konnte wieder in seinem Stuhl dröseln. Es war aber auch soviel zu tun, daß Amanda stundenlang keine Zeit hatte, nachzudenken. Erst spät in der Nacht, als das Kind in seiner Wiege schlief und der Alte in seinem Stübchen verschwunden war, konnte sie sich einmal setzen und ausruhen. Erst jetzt wurde ihr bewußt, wie erschöpft sie war.

Sie fand eine alte Zeitschrift und überblätterte die Seiten. Aber mit dem Stöhnen der Kranken im Ohr konnte sie nicht lesen. Ohne daß es ihr bewußt war, kam sie immer wieder auf den einzigen Gedanken zurück, der im Stande war, sie von den traurigen Dingen ringsum abzulenken. Der Gedanke an den jungen Mann, der sie so plötzlich zu dieser Reise veranlaßt hatte. Sie malte sich sein junges und energisches Gesicht aus, dachte an seine Höflichkeit, seine Selbstlosigkeit, seine Hilfsbereitschaft, und endlich sah sie ihn wieder, wie er schlank und kräftig von ihrer Mutter Türe fort in den Schnee hinaus glitt. Ein Schreck durchzuckte sie, wenn sie sich ausmalte, daß er jetzt vielleicht von Wölfen verfolgt war, vielleicht einen schweren Kampf zu bestehen hatte. Aber zornig schüttelte sie diese Vorstellung wieder ab. Die feigen Schleicher würden es sicher nicht wagen, ihn anzugreifen. Dann lächelte sie wieder fast zärtlich, wenn sie an die Spuren seiner herzlichen und doch so ungeschickten Bemühungen im Krankenzimmer dachte. Immerhin für einen Mann hatte er es gar nicht so schlecht gemacht . . . .

Die Glocke schlug Mitternacht. Jetzt begann der Tag des heiligen Abends. Ob sie wohl vor dem Vater wieder zu Hause ankam? Sie hoffte es leidenschaftlich. Sie durfte sich sein großes, enttäuschtes Gesicht nicht vorstellen, wenn er an-

kam und seine Tochter ihn nicht begrüßte — und seinen Schreck, wenn er von ihrer Expedition hörte. Plötzlich fühlte sie, wie ihre Augenlider unwiderstehlich niedersanken — und sprang auf die Füße. Sie durfte nicht einschlafen. So ging sie zum Bett hinüber und fand, daß die Patientin sich beruhigt hatte. Die heißen Umschläge aus Flachssamen, die Amanda auf ihre Brust gelegt hatte, erleichterten sichtbar das Atmen. Amanda verstand nicht viel von Krankenpflege, aber sie konnte doch feststellen, daß der Puls jetzt ruhiger und gleichmäßiger ging, und da fühlte sie sich unendlich beglückt. Dann nahm viele Stunden lang der Kampf gegen den Schlaf all ihre Kraft in Anspruch! Daß Stunden so endlos sein konnten! Sie durfte sich auch nicht für einen Augenblick niedersetzen. Und oft dachte sie, die Uhr muß stehen geblieben sein, so langsam krochen die Zeiger. Aber die Nacht ging herum, und als es dämmerte, im Augenblick der letzten Erschöpfung, schlugen die Hunde an. Der Doktor und Roß waren gekommen und hatten eine Pflegerin aus dem Flecken mitgebracht.

Amanda hörte den Doktor betonen, daß ihre Pflege und die Flachssamen - Umschläge wahrscheinlich den Tag gerettet hatten, daß Frau Crimmins nun wohl durchkommen würde. Sie sah den Ausdruck grenzenloser Bewunderung in Alex Roß' Augen. Dann kauerte sie sich, glücklich

wie ein Kind, in den Großvaterstuhl des Alten und schlief ein.

Es wurde Mittag, sogar etwas später, ehe Amanda sich wieder zur Heimfahrt aufraffen konnte. Alex Roß, dessen Muskeln aus Stahl sein mußten, war schon im Begriff, zum Flecken zurückzukehren, als Amanda ihm — in einer Erregung, die sie selbst verwünschte, einen Platz im Schlitten anbot. Er nahm freudig an, aber mit einer drollig gestotterten Bedingung, daß sie ihn nicht bitten sollte, zu kutschieren.

„Zum Hagenbeck habe ich wenig Talent," entschuldigte er sich.

„Glauben Sie doch nur nicht, daß ich das geliebte Tier von jemand anderem fahren lasse!" antwortete Amanda sehr bestimmt. „Es weiß so genau, was ich von ihm will. Es wäre sicher böse, wenn ich nicht die Zügel hätte."

„Es ist ein Tier mit Gemüt, ich bin ganz Ihrer Meinung," sagte der junge Mann, als er sie sorglich in Decken einhüllte.

Ob er sie zum Besten hatte? Oder ob er sich gar über das Elen lustig machte? Das wäre doch unverzeihlich dumm! Sie fühlte sich gekränkt und enttäuscht. Aber da er mit der Abfahrt beschäftigt war, bemerkte er ihre schlechte Laune nicht. Lustig und interessant begann er zu erzählen und war so sichtbar glücklich über ihr Zusammensein, daß Amanda sofort ihr Unrecht einsah und sich

vornahm, ihn für den Verdacht zu entschädigen, von dem er so garnichts wußte. In dieser Stimmung, schön und lebhaft, in kindlichem Vertrauen und selbstbewußter Frische war sie wirklich gefährlich, und Alex Roß fühlte, wie sie ihm „zu Kopf stieg“. Um sich wieder in die Gewalt zu bekommen, wurde er ernsthaft und ruhig. Aber da Amanda mit einem Seitenblick von seinem Gesicht las, daß er keineswegs traurig war, dämpfte seine Ruhe ihre Laune nicht.

Das Elen griff inzwischen wacker aus. Aber durch die zerbrochenen Schneewehen ging die Fahrt doch nur langsam, und der frühe Winterabend brach herein, ehe sie viel mehr als die halbe Strecke zurückgelegt hatten. Zum Glück war der Himmel voller Sterne und ganz hell; der Schnee leuchtete in gelbem geisterhaften Licht. Mit Sonnenuntergang wurde Amanda schweigsam und schien sich nur noch um die Fahrt zu bekümmern. Aber sie war zufrieden. Wie es in solcher Kälte erlaubt, ja sogar ratsam war, saß sie ganz eng neben ihrem Kameraden, dessen Schweigen so gar nicht unkameradschaftlich war.

Vielleicht eine Stunde nach Sonnenuntergang kamen die Beiden, immer noch schweigend, zur Weggabel, an der die Straße vom Schwarzfluß-Lager in die Hauptstraße einbog.

„Von dort muß der Vater kommen,“ sagte Amanda, „hoffentlich sind wir noch vor ihm, so

daß er nicht böse wird. So zeitig kommt er aber gewöhnlich nicht!“

„Er ist noch nicht vorbeigekommen,“ behauptete Alex Roß, „außer meinen Schneeschuh-Spuren von gestern ist keine da. Mit unserer wunderbaren Menagerie vorm Schlitten werden wir lang vor ihm zu Hause sein. Oder nein, beim Himmel, ich täusche mich! Eine andere Spur neben meiner, da rechts von Ihnen!“

„Schnell, schnell,“ rief das Mädchen, „wir müssen versuchen, ihn zu überholen. Vorwärts, Alter!“ rief sie dem Elen zu.

„Aber vielleicht ist es gar nicht die Spur von Ihrem Vater,“ widersprach Roß.

„Aber natürlich, wer könnte sonst aus der Richtung kommen? Außerdem —“

Sie unterbrach sich, denn aus der Richtung des Schwarzfluß-Lagers her kam ein schriller Ton, halb Bellen, halb Heulen, dem sofort ein anderer, etwas tieferer antwortete.

Das Elen tat einen Sprung vorwärts, dann blieb es schnaubend stehen.

„Es sind seine Feinde, die Wölfe, und nicht weit weg,“ sagte Alex Roß.

Er sprach ganz gleichmütig.

Aber zugleich griff er mit der rechten Hand unter seinen Rock und faßte die Pistolen.

Amanda litt die Qual der Unentschlossenheit. Eigentlich fieberte sie danach, vorwärts zu jagen

und ihren Vater einzuholen, bevor er das Haus erreicht hatte. Aber in diesem Geheul lag etwas, das schreckliche Vorstellungen in ihr erweckte. Sie brachte es nicht übers Herz, weiter zu fahren, als die grellen, scheußlichen Töne sich wiederholten.

„Es klingt, als hetzten sie,“ flüsterte sie.

„Wahrscheinlich haben sie jemand aufgespürt,“ mutmaßte Roß, „ich wünsche ihnen guten Appetit!“

„Ich weiß gar nichts von Wölfen, außer dem bißchen, was ich über sie gelesen habe,“ sagte Amanda. Und dann mit einem plötzlichen Entschluß: „Wollen Sie bitte aussteigen und den Schlitten herumdrehen? Ich will dorthin!“

„Sie haben wirklich Schneid!“ rief der junge Mann eifrig.

„Aber wird das Tier gehorchen?“

Das Elen hatte sichtbar keine Bedenken, eher schien es, in unbegrenztem Vertrauen zu menschlichem Schutz, voll Eifer, an den Feind zu kommen.

Als der Schlitten in die Schwarzfluß-Straße einbog, sagte Amanda ganz verlegen:

„Ich glaube ja selbst, daß es Narretei ist! Aber wissen Sie, es könnte ja doch — ein Mensch dort sein! Und ich könnte nicht nach Hause fahren und lustig sein, ehe ich das weiß. Könnten Sie?“

„Ich weiß nur, Sie sind —“ er stockte, denn feurige Worte drängten sich auf seine Lippen. Zuletzt sagte er nur: „Sie haben durchaus recht.“

Das war zahm genug, aber der Ton, in dem er sprach, machte aus den paar Worten für Amandas Ohren ein lyrisches Gedicht. Sie trieb das Elen mit lautem Ruf an. An Gefahr dachte sie so viel, als führe sie zu einer Geflügel-Ausstellung.

Gerade in diesem Augenblick wurde das Wolfsgeheul wieder laut, es waren verschiedene Stimmen und alle in unverkennbarer Erregung.

„Ganz zweifellos haben sie irgend etwas," rief Roß, „und sie sind ganz nah, gleich an der nächsten Krümmung."

Er hatte die Worte kaum gesprochen, als eine andere Stimme das Geheul der Wölfe übertönte. Eine furchtlose, strenge Menschenstimme.

Amandas Herz stand still.

„Mein Gott! Es ist mein Vater!"

IV

Die Tatsache, daß er schon während der letzten zwölf Meilen fünf Wölfe hinter sich hatte, war für John Carlson nichts Entsetzliches gewesen. Es hatte ihn nur ärgerlich gemacht, er wünschte, die Bestien möchten mutig genug sein, um in den Bereich seiner Axt zu kommen. Zuletzt dachte er aber doch, wie schlimm es werden könnte, wenn ihm ein Unfall zustieß. Und gerade da, gerade als er daran dachte, geschah es. Sein

Schneeschuh blieb an einem tief verschneiten, ganz verstecktem Baumstamm hängen, so plötzlich, daß er in voller Bewegung zu Fall kam und der Länge nach in einer Senkung verschwand. Im Fallen hörte er, wie sein Schneeschuh zerbrach.

Er war im Augenblick wieder auf den Beinen, wischte sich den Schnee aus den Augen und wollte sich dem Feinde stellen. Aber sein linkes Bein gab nach und er sank sofort zurück.

Die Wölfe waren nahe herangekommen, hatten aber noch nicht den Mut, ihn anzugreifen. Drei Tiere standen mit gefletschten Zähnen vor ihm und starrten ihn mit grünen Augen an. Ein Blitzen der Axt überzeugte sie, daß es noch zu gefährlich war, mit ihm anzubinden, und sie fielen zurück. Sie wußten ja, daß sie warten konnten. Aber sie liebten das Warten nicht. Zwei oder drei von ihnen setzten sich im Halbkreis und heulten ungeduldig — vielleicht um andere Gefährten ihres Stammes herbeizulocken, mit deren Hilfe sie die Beute auf einmal erledigen konnten.

Durch John Carlsons Nerven kroch eisige Furcht, seit er wußte, daß sein Bein verstaucht war — daß er bald, von Schmerzen und Frost überwältigt, dem feigen Gesindel keinen Widerstand mehr leisten konnte! Während das Blut ihm in den Halsadern pochte, fühlte er vorsichtig die verletzte Stelle ab. Nein, es war kein Knochenbruch, aber zweifellos hatte er eine der Haupt-

sehnen verstaucht! Wie viel Stunden würde er brauchen, um sich nach Hause durchzukämpfen, das hilflose Bein Schritt um Schritt nachschleppend durch die Schneewehen, im Kampf mit den Wölfen, die sicher kühner wurden, wenn sie seine Not erkannten! Unverzagt setzte er sich in Kampfstellung, befreite seine Füße von den jetzt nutzlosen Schneeschuhen und richtete sich mannhaft auf. Den unzerbrochenen Schneeschuh benutzte er als Krücke. Würde er sein Leben retten? Jedenfalls wollte er es bis zuletzt verteidigen.

Als er so stand, die Nerven in heroischem Entschluß gespannt, hörte er das ferne Läuten von Schlittenglöckchen. Er schrie wild um Hilfe. Eine Frauenstimme, dann die eines Mannes, antwortete ihm. Horch! War das nicht Amandas Stimme! Sein Erstaunen verwandelte sich in höchste Seligkeit, als eine Minute später ein riesiges Elen auftauchte, das stolz durch den Schnee pflügte und einen besetzten Schlitten hinter sich herzog! Die Wölfe kehrten sich bei diesem unerwarteten Anblick zur Flucht. Aus dem Schlitten aber fiel ein Schuß, dann noch einer, und eins der Tiere blieb lautlos liegen. Die andern entflohen ohne Widerstand, so rasend schnell, daß ihre Bäuche den Schnee furchten. Gleich darauf hielt das seltsame Gefährt. Das Elen schnaubte und schüttelte den Kopf, als hätte es den Sieg ganz allein erkämpft.

Als Amanda aus dem Schlitten sprang und sich ihrem Vater in die Arme warf, bebte in ihrer Stimme ein Ausbruch namenlosen Schluchzens.

„Was ist geschehen — Vater! Vater!“

John Carlsons tiefe Ruhe beruhigte sie wieder.

„Nur ein bißchen Gefahr und ein krankes Bein dabei,“ sagte er; „ihr seid im richtigen Augenblick gekommen, du und dein Zirkus. Die Biester hatten so ihre Absicht, mich zu kurieren, aber ich war mit der Kur nicht einverstanden, und so wären wir beinahe aneinander gekommen.“

Amanda sagte nichts mehr. Bei dem Gedanken, was geschehen wäre, wenn sie nicht den Einfall gehabt hätte, in die Schwarzfluß-Straße einzubiegen, setzte sie sich in den Schnee und weinte.

„Laß doch, Kleine!“ bat der Vater! „Es ist ja vorbei, sie sind alle weg, alles ist in Ordnung. Du brauchst keine Angst zu haben, mein Kind!“

„Daß Fräulein Carlson Angst hat, glaube ich nicht,“ sagte Alex Roß, „sie ist die tapferste Frau auf der Welt. Aber sie ist etwas überanstrengt. Fräulein Carlson, wenn Sie ihr Tier herumlenken, wollen wir Ihrem Vater in den Schlitten helfen und ihn so rasch wie möglich nach Hause bringen.“

Weder Amanda noch Roß schien die Heimfahrt zu lange zu dauern; und John Carlson ließ es trotz all seiner Schmerzen nicht merken, daß sie für ihn ein bißchen lang war. Daß sein Gesicht

ein paar Mal wachsbleich wurde, wenn der Schlitten im gefrorenen Schnee allzu heftige Sprünge machte, konnte ja niemand sehen. Seine tiefe Stimme klang immer gleich vergnügt. Er hatte soviel zu fragen, soviel mußte erzählt werden, bis er sich endlich das Wunder von Amandas Erscheinen im kritischen Moment erklären konnte.

Als die Schlittenglocken die lebhafte Stimme Frau Carlsons ans Tor riefen und sie im hellen Licht sah, daß ihr Mann von Amanda und dem jungen Roß aus dem Schlitten gehoben wurde, stieß sie einen Schrei aus. Als sie aber die Geschichte seiner Rettung hörte, war alle Angst vergessen, ihr Herz voll Dankbarkeit und Glück.

Alex Roß wollte nach dem Essen für den weiten Weg zum Flecken sich fertig machen, doch da widersprachen John Carlson und seine Frau gleich heftig.

„Heute Nacht verlassen Sie mein Haus nicht, Herr!“ donnerte Carlson. „Was für ein Einfall!“ eiferte Frau Carlson, „nach allem, was Sie in diesen letzten zwei Tagen durchgemacht haben! In den Flecken kommen Sie noch zeitig genug, wenn Sie morgen früh abmarschieren!“

„Es wäre einfach Irrsinn, wenn Sie heute nacht loszögen,“ sagte Amanda.

„Und warum nicht Weihnachten bei uns feiern?“ schlug John Carlson vor, der sich nicht denken konnte, daß irgend ein Ort auf der Welt schöner

sei, als sein Hinterwälderheim, dem er solange fern gewesen war.

„Wir werden schon für Sie sorgen, es gibt Plumpudding und Pasteten genug für Sie — was, Mutter? Folgen Sie, junger Mann, und bleiben Sie, wo Sie sind!“

„Aber Papa!“ widersprach Amanda, „du weißt ja gar nicht, vielleicht hat Herr Roß Freunde im Flecken und kann uns gar nicht soviel von seiner Zeit widmen.“

„Also wenn Sie keinen ganz besonderen triftigen Grund haben, morgen schon abzureisen, dann bleiben Sie hier!“ erklärte Frau Carlson, „wir würden uns wirklich freuen.“

Alex Roß zögerte; wie ein Schuljunge wußte er nicht, ob er die verlockende Einladung annehmen durfte. Seine Augen suchten die Amandas, aber sie begeneten ihm nicht.

Da plötzlich entschloß er sich.

„Ich habe nicht halb soviel Grund in die Stadt zu fahren, als ich hätte hier zu bleiben.“

„Dann bitte, bleiben Sie!“ sagte Amanda und verließ rasch ihren Platz bei der Lampe, damit niemand sah, wie das Blut ihr zu Kopf stieg.

DER GEFLECKTE FREMDLING

Er paßte merkwürdig schlecht unter diese düstergrünen Tannen, in diese nordischen Nadelwälder mit ihrem braunen Teppich. Sein gelbbraunes Kleid, das mit schwarzen Flecken übersät war, machte ihn in diesem Reich der Schatten verdächtig, er fühlte sich unendlich fremd hier. Niemals hatte er etwas wie diese nordischen Wälder geahnt. In seinem heimatlichen Dschungel, wo die Luft dampfte und wirbelte, voll war von schweren Düften, herrschte immer ein Wirrwarr heißer Farben. Das goldgelbe Röhricht, Laub und verbrannter Bambus, mischten sich mit dem Grün der Lianen und der Glut seltsamer Blüten. Und all diese Farben ertranken im Strahl einer kochenden Sonne. In diese Umgebung hatte seine eigene hitzige Färbung wundervoll gepaßt, daß es selbst für das wachsamste Auge schwer gewesen wäre, ihn zu entdecken, wenn er pirschte. Hier aber fühlte er sich für jeden Beobachter wie nackt. Böse und furchtsam zugleich, ließ er den Schweif pendeln, während er seines Weges hinkroch, den Bauch auf der Erde, mit den scharfen

Augen zugleich nach Beute und einem Versteck spähend.

Hungrig war er, der magere, indische Leopard. Aber ein Platz, an dem er sich verbergen und ausruhen konnte, schien ihm fast wichtiger als Nahrung. Noch zitterten seine Nerven vom Schreien und Toben, vom beizenden Rauch blendender Glut, von den Flammen, die hungrig nach ihm geleckt, von all dem verwirrenden Aufruhr des Feuers, das den Zirkus zerstört und ihn befreit hatte. Daß er seine Flucht nur dem Mitleid eines Angestellten verdankte, der in all dem Wirrwarr seinen Käfig geöffnet hatte — um bei des Leoparden wildem Sprung in die Freiheit niedergeworfen und mit einem Tatzenschlag schwer verletzt zu werden, — wußte er nicht. Nur dunkel erinnerte er sich, wie er bei seiner Flucht durch das besiedelte Land beschossen worden, wie blaffende Hunde ihn gehetzt, eine schnaubende Lokomotive ihn beinahe niedergerannt hatte. Was er jetzt als wirklich erkannte, war nur kühle Einsamkeit und Stille. Der seltsame Anblick des dichten dämmerigen Waldes, der sich überallhin gastlich für ihn zu öffnen schien, verwirrte noch. Nach allen Seiten zugleich mußte er die Augen richten, seine erschöpfenden Nerven machten ihn ängstlich wie eine gejagte Ratte, die ein Loch sucht. Aus irgend einem Versteck heraus wollte er diese neue und ganz unverständliche Art von

Welt betrachten. Was er sah und verstand, hatte er nicht zu fürchten, wild, und seiner Kraft bewußt, wie er war. Aber wie alle hochentwickelten Geschöpfe, deren Phantasie geweckt ist, fürchtete er das Unbekannte. Was ihm eine Einöde erschien, war in Wirklichkeit eine belebte Welt. Die schmalen, graubraunen, flinken Gestalten der Waldmäuse umlauerten ihn und flüchteten dann mit Schreien des Erstaunens unter die Fichtenwurzeln. Hinter einem Stamm eräugte ihn ein gelbbraunes Wiesel, gefärbt wie der Teppich von breiten Fichtennadeln, dessen Augen so wild wie seine eigenen aber von viel böserem Ausdruck waren. Kleine schwarzweiße Waldspechte rannten die Tannenstämme auf und nieder, umschwirrten ihn neugierig, hielten ihr Gefieder aber wohl außerhalb der Reichweite seiner Tatzen.

Ein großes Stachelschwein, das halb schlafend an einer Schierlingstanne hockte, blickte mit Augen voll glanzloser Gleichgültigkeit auf ihn. Zuletzt bekam ein rotes Eichhörnchen den hellgefleckten Fremdling zu sehen. Von Ast zu Ast näher hüpfend, sprang es an einem dicken Stamm herunter, spreizte Beine und Schwanz weit auseinander, beäugte den Leoparden mit seinen großen, hellen, unglaublich kecken Augen und erhob dann sein Geschrill, das von unsichtbaren Gewölben des Waldes widerzuhallen schien. Der Leopard erschrak, als wäre ihm eine Peitsche übers Gesicht

gefahren, dann machte er einen wütenden Satz nach dem frechen kleinen Störenfried. Der war natürlich im Nu verschwunden und aus dem Wipfel des Baumes schrillte sein Hohn. Schnell klettertüchtig wollte der Leopard ihn verfolgen, aber da klang der Spott des Eichhörnchens schon aus dem nächsten und dann wieder aus einem anderen Baum.

Sehr empört kam der Leopard zurück und nahm seinen Marsch wieder auf. Dieser Krakehler, entschied er, war zu unbedeutend, um beachtet zu werden, als Beute wie als Feind. Aber darin lag ein Irrtum. Der geräuschvolle Hohn des roten Kleinen brachte gleich zehn flinke Kameraden zur Stelle. Und um den Lärm noch zu steigern, flatterte ein halbes Dutzend blaue Krähen herbei, die den glänzenden Gast umknarrten und umkreischten, bis ihm das Herz in der nackten Hilflosigkeit seiner Wut fast brach. Freilich, dergleichen hatte er schon erlebt, wenn in seinem Heimat-Dschungel eine Schar boshafter Affen ihn verfolgt und geneckt hatte. Dort aber war es ihm meistens gelungen, einen der Peiniger zu verspeisen, eine tröstliche Form der Rache. Seine augenblicklichen Quälgeister aber waren so klein und so beweglich, daß er ähnliches nicht zu hoffen wagte.

Endlich entdeckte er eine Art Felsversteck, das von Brombeerranken, Farnen und jungen Birken überwachsen war, und damit hatte er endlich das

Ziel seiner Wanderung erreicht. Er kroch in die Höhle, streckte sich ein paarmal und lag dann in tiefem Empfinden von Ruhe. So eng war das Lager, daß sein Kopf vor dem Eingang lag und es als Versteck dadurch etwas unvollkommen machte. Aber wenigstens konnte ihn vom Rücken her kein Feind beschleichen. Von vorn aber wollte er es mit jedem Angreifer aufnehmen. Sobald er sich niedergetan hatte, zog er die großen Tatzen behaglich unters Kinn, schloß die Augen zu fadenschmalen Schlitzen und schien zu schlafen. Dadurch ermutigt, ließen seine Peiniger sich im Farnkraut nieder, verhöhnten ihn fast unter seiner Nase. Er beachtete sie nicht. Die Häher wurden besonders unverschämt, schrieen und schwirrten mit klappernden Schwingen auf, hefteten ihre Augen mit unbeschreiblicher Kühnheit auf ihn. Einer ließ es sich einfallen, auf Handbreite an seine Schnauze heranzukommen. Den Bruchteil einer Sekunde lang sah der kecke Vogel ein paar ungeheure, fahle Augen, die sich plötzlich geöffnet hatten. Dann fuhr eine gefleckte Tatze nieder, schnell wie ein Lichtstrahl und der Vogel war ein plattes Bündel aus breiten, blauen Federn. Mit grellem Verzweiflungsschrei machte der ganze Mob, Eichhörnchen und Vögel sich davon. Der Fremdling sah ihnen befriedigt nach, verzehrte die magere Beute und wischte sich mit beiden Tatzen die Federn aus dem Maul.

Als der Lärm von Eichhörnchen und Hähern verstummt war, betrachtete er ruhig sein neues Heimatland. Lange Zeit regte sich nichts. Aber man vergißt rasch im Wald. Bald bemerkte der Leopard eine seltsame Gestalt, die ein paar Schritte von ihm entfernt durch die Bäume pirschte. Er erkannte sofort, daß es eine Art Katze war, eine Katze mit seltsam hohen, höckrigen Hinterläufen, einem armseligen Stummel von Schweif und großem, runden Gesicht, das eine stolze Krause und Schnurrbärte trug. Das Tier war bei weitem nicht so groß wie er selbst, aber immerhin so stattlich anzusehen, daß er eine Begegnung vermeiden wollte, solang er sich noch nicht ganz zu Hause fühlte. Ein Unternehmen wie dies konnte aufgeschoben werden. Als er zu diesem Entschluß gekommen war, fing der Luchs seine Fährte. Vor der großen Fußspur, dem bedrohlich fremden Geruch blieb er jählings stehen. Die langen Haare auf seinem Rücken richteten sich auf, dann warf er aus blassen, weiten Augen einen prüfenden Blick um sich und machte sich endlich in weiten, geräuschlosen Sprüngen davon. Der Leopard blinzelte wieder, öffnete, schloß und öffnete seine großen, klaren Augen, wie eine friedliche Katze. Er begann sich in diese fremde, nördliche Welt einzuleben.

Als der Luchs kaum fort war, kam ein braunes Kaninchen erregt durchs Farnkraut gesprungen.

Es schien auf der Flucht. Gerade vor der Höhle hielt es, setzte sich und schaute nervös zurück, die langen Ohren gespitzt. Mit einem Satz war der Leopard aus seinem Haus und hatte es. Das war schließlich ein Bissen, der sich lohnte, und er kümmerte sich nicht darum, welchem anderen Jäger er die Beute abgenommen hatte. Während er bei der Mahlzeit war, tauchte eine zierliche, rehfarbene Gestalt auf, schnarrte ihm wütend ins Gesicht und war davon, ehe er die Tatze heben konnte.

Nach dem Imbiß schlief der Fremdling eine gute Stunde. Und als er erwachte, fühlte er sich in seiner neuen Umgebung völlig zu Hause. Daß er gute Jagd finden würde, schien erwiesen, und bis jetzt hatte sich noch kein Geschöpf gezeigt, das stark genug schien, ihm diese Jagd zu bestreiten. Ueber dem Forst hingen die ersten Purpurwolken des Zwielichts und forderten zum Pirschgang auf. Nicht mehr ein ängstlicher Flüchtling, sondern Besitzer eines festen Baues und Herr über ein Gebiet, das unbegrenzt schien, machte er sich auf, streckte königlich die Glieder und wanderte drauf los, einen Trunk zu tun. Ganz nahe seinem Bau fand er Wasser, einen glasklaren See mit niedrigen Ufern, den die letzte Sonne ambra- und veilchenfarbig übergoß. Beim Trinken suchte er die einsamen Ufer ab. Dann schrak er plötzlich auf und flüchtete in die Tannen.

Er hatte Hufspuren entdeckt, die alle zum Wasser führten! Da mußte Wild in der Nähe sein. Hirsch, seine Lieblingsspeise. Er schleckte die Lippen, und verbarg sich eilig im Dunkel der Tannen.

Aus den Tiefen des violetten Nebels zu seinen Häupten kam der gellende Schrei einer jagenden Nachteule, für den Wanderer aus den Tropen ein seltsamer Klang! Dann lenkte der Hall nahender Schritte seine Aufmerksamkeit ab. Es waren schwere Schritte, unter denen trockene Zweige brachen, als kümmere es den Ankömmling nicht, ob man seine Schritte hörte. Der Leopard zog die Lippen über den Fangzähnen hoch, als er diesen Beweis fremden Selbstvertrauens feststellte, und krümmte sich zu furchtbarem Sprung. Die Art des Schreitens verriet ihm, daß nicht eine glattfüßige Kreatur sich nahte, sondern irgend ein behuftes Tier; er erwartete einen schweren Bock, in dessen Genick er sich werfen wollte. Beim Anblick der Gestalt, die sich jetzt zeigte, änderte er jedoch seinen Plan. Das war kein Tier, das man so leicht zur Strecke brachte! Ein gewaltig großer, schwerer, schwarzer Elenbulle mit riesigen Schultern, breitem Genick und massigem Kopf war es, wohl von der Kraft eines Büffels! Seine stolzen und ausdrucksvollen Augen verrieten, daß er auch die Klugheit besaß, seine Kraft zu gebrauchen. Eine Waffe wie diese breiten, handförmigen Schaufeln hatte der Leopard nie

zuvor gesehen, sie machten ihm gewaltigen Eindruck. Daß zu dieser Jahreszeit das Geweih noch nicht ganz entwickelt, sondern weich und unbrauchbar ist, konnte er nicht wissen. Das Elen stapfte zum Wasser nieder, watete bauchtief hinein und begann mit geräuschvollem Plätschern an den Stielen der Wasserlilien zu reißen. Der See war seicht, es stand so weit vom Ufer ab, daß der Leopard es nicht richtig beobachten konnte. Voll Neugier trat er aus dem Dickicht hervor, kroch ans Wasser und spähte aus.

Das Elen bemerkte plötzlich den gefleckten feindlichen Gesellen am Ufer, ließ seine Wasserlilien, äugte kampflustig zurück. Je länger es starrte, desto weniger schien es den Anblick des Fremdlings zu schätzen. Zuerst schnaubte es laut und unzweifelhaft verächtlich. Dann kam es mit mächtigem Plätschern näher, seinem Mißfallen stärkeren Ausdruck zu geben. Erst schien es, als wollte der Leopard mit dem gewaltigen Burschen anbinden. Dann überlegte er sich den Fall und zog sich geräuschlos ins Dickicht zurück. Das Elen, dem sein Ausdruck von Kraft und Gefährlichkeit nicht imponierte, kam in Sprüngen heran und verfolgte ihn, triefend vom Bade.

Fauchend stand der Leopard und duckte sich zum Sprung. Zu seinem Erstaunen aber senkte der Bulle nicht den Kopf, ihn zu spießen, sondern er tanzte vorwärts, schlug mit den großen, ham-

merstarken Vorderhufen, deren Kanten scharf waren wie Stahl. Gegen diese Angriffsform wußte der Leopard keine Verteidigung. So sprang er leichtfüßig zur Seite und verschwand im Walddickicht. Das Elen war sichtlich erstaunt, schüttelte sich das Wasser aus den Haaren, wandte den Rücken, und machte sich gleichfalls in die Wälder.

Dieser Hereinfall nahm dem Leoparden seine gute Laune. Bis in die Nacht wollte er am Wasser liegen und auf Hirsche lauern. In seiner Brust lebte ein dunkler Haß gegen das große Tier, das ihn in die Flucht gejagt hatte, er sann auf Rache. In solcher Verfassung begegnete ihm ein kleines schwarzweißes Geschöpf, kaum größer als ein Kaninchen, das mitten in seinem Weg stehen blieb und ihn unverschämt neugierig betrachtete. In besserer Stimmung hätte ihm die bloße Tatsache, daß ein so winziges Tier sich nicht fürchtete, zum Nachdenken gereizt. Diese Haltung war unnatürlich! Aber anstatt sich warnen zu lassen, geriet er nur mehr in Wut, fauchte, setzte zum Sprung an — und in diesem Augenblick traf ihn ein furchtbarer Schlag ins Gesicht, brennend, betäubend, unbeschreiblich! Entsetzt fuhr er zurück, das gestreifte kleine Ding schlüpfte unverletzt zwischen seinen Tatzen durch, in die Büsche. Welches Pech für den gefleckten Gast aus Indien, daß er nie etwas vom Stinktier gehört hatte! Mit dem entsetzlichen Zeug in Augen und Nü-

stern — zäh, klebrig, durchdringend — brauchte er Sekunden, um nur zu Atem zu kommen. Dann geriet er in eine Art Paroxismus, rieb sich wie irrsinnig mit den Tatzen, rollte sich im Moos und Farnkraut. Das Tatzenschlagen tat nicht gut, da wühlte er sich tief in den Moosboden, der kühl und feucht war. Instinktiv hatte er das beste Heilmittel der Natur für seinen Schmerz gefunden: frische Erde! Nach ein paar Minuten konnte er wieder atmen und sehen. Aber sauber zu werden, das war etwas anderes! Wie haßte er sich selbst! Als er kaum das Augenlicht wieder besaß, raste er durch die Wälder, dem übermächtigen Gestank zu entgehen. Fast erschöpft kam er zur Erkenntnis, daß er den Gestank selbst an sich trug. Dann wühlte er, langsam zur Besinnung kommend, ein tiefes Loch in die feuchte Erde, warf sich hinein, rollte und wälzte sich. Als dies Lager so durchdrängt war, daß es nichts mehr nützen konnte, grub er sich ein anderes und wieder ein neues. Als die Morgendämmerung kalt in den Forst blickte, gab es nichts mehr zu tun. Da strählte und schleckte er sich wie eine Katze, und nachdem er umständlich Toilette gemacht hatte, redete er sich ein, nun sei er wieder sauber! Tatsächlich aber sollte er noch viele Tage lang den eklen und entnervenden Geruch als Erinnerung an seinen schrecklichen kleinen Feind mit sich tragen.

So schmerzlich die Erfahrung war, brachte sie dem Leoparden für die nächste Zukunft einen nicht geringen Gewinn. Sein eigener Geruch, den meisten Geschöpfen der Wildnis so schrecklich, war eine Zeit lang gänzlich verborgen. Die Kaninchen hätten ihn bei aller Neugier bisher nicht auf Sprungweite herankommen lassen. Jetzt, da er wie ein Stinktier roch, hatten sie keine Angst mehr. Auch die Hirsche — es war erstaunlich, wie ruhig sie standen, solange er nicht geäugt war! Sie wußten nichts von Leoparden, diese kanadischen Hirsche, aber in ihrer Familie lebte eine sagenhafte Erinnerung an Pumas, und sie waren klug genug, zu wissen, daß ein Tier, das wie ein Panther mit Flecken aussah, so gefährlich war wie ein Puma ohne Flecken.

Wohl genährt von Kaninchen- und Hirschwildpret, die Nase allmählich an den Geruch gewöhnt, den er mit sich trug, gedieh der Leopard während der nächsten vier oder fünf Tage recht wohl in seiner neuen Umgebung, nur der große Elenbulle blieb ein dunkler Punkt an seinem Himmel. Tag für Tag beobachtete er aus seinem Versteck dieses eingebildete, gleichgültige Monstrum, wetzte Zähne und Klauen in ohnmächtiger Wut; aber nie fand er den Mut, den gefährlichen Kampf mit ihm aufzunehmen. Es war ja möglich, daß er mit einem Sprung aus den Aesten, scharf in den Nacken des Bullen, Sieger wurde, aber er konnte

auch verlieren. Und der Gedanke, durch diese stählernen Hufe zerschmettert und zerstampft zu werden, war ihm grauenvoll. Für dies Abenteuer war die Zeit noch nicht reif. Während er indes seinen Groll weiternährte, kam der Tag, an dem er seinen großen Fehler beging. Den See überblickend, lag ein Hügel, bis zum Gürtel mit Blaubeersträuchern bewachsen, der Gipfel aus nacktem, grauem Granit. Vielleicht um die Grenzen seiner Herrschaft zu erweitern, vielleicht auch um seinen Speisezettel durch ein noch unbekanntes Gericht zu verbessern, machte der Leopard sich daran, diesen Hügel abzusuchen.

In jener hohen, kalten Spätsommerwelt waren die Blaubeeren gereift und hingen wie Kugeln aus Lapis-Lazuli im Schimmer des Sonnenlichts. Bis zu den Schultern von ihnen bedeckt, sah der Leopard ein kleines, schwarzes, kindliches Tier, das die saftige Frucht mit lautem Schnalzen abstreifte. Manchmal saß es auf seinen Keulen, nahm die ganze Krone eines fruchtbeschwerten Büschels in seine Arme und drückte sein Gesicht hinein, daß der purpurne Saft es bis zu den Ohren färbte. Der Leopard wußte plötzlich, daß dieses gierige, niedliche Tier ein Bärenjunges war, das von Fett strotzte und sicher einen guten Bissen abgab. Bisher kannte er nur zwei Sorten von Bären: den lustigen kleinen, schwarzen Kregenbären, der wohl mutig, aber schwach war, und



den trägen, friedfertigen Lippenbären. Von Mut und Kampftüchtigkeit des kanadischen Schwarzbären wußte er nichts. Unwissenheit aber ist einer jener Fehler, den die Natur, die strengste aller Erzieherinnen, unbarmherzig straft. Nicht all ihre Kinder sind glücklich genug, diese harte Lehre zu überleben.

Als der Leopard durch schmale Liderschlitzen das geräuschvoll speisende Bärenjunge lange genug beobachtet hatte, überkamen ihn Freßlust und Wildheit. Das runde Ding schien allein zu sein, auf jeden Fall hatte er von Bären, wie er sie kannte, nichts zu fürchten. Wie ein großes Geschoß aus geflecktem Gold schwang er sich durch die Luft, fiel auf das fröhliche Bärlein und zerbrach ihm mit einem Schlag seiner mächtigen Fänge das Genick. Dann hob er den leblosen kleinen Körper, ihn unter die Tannenbäume zu tragen. Da aber stand plötzlich ein großer Schatten zwischen ihm und der Sonne. Augenblicklich sprang er zur Seite, aber als er die stählernen Glieder vom Boden hob, stürzte sich ein riesiger Körper auf ihn und drückte ihn nieder. Wutfauchend wand er sich unter seiner Last. Die rächende Tatze der Bärenmutter hatte ihm eine Flanke bis auf die Rippe aufgerissen. Mit ihrem großen Gewicht versuchte sie ihn niederzuhalten. Seine Muskeln aber waren zäh wie Peitschenleder und kraftvoll wie Stahl. In aufschäumender Hef-

tigkeit glückte es ihm fast, sich von der Umklammerung zu befreien — fast — aber nicht ganz. Als es ihm mißglückt schien, drehte er den Körper so, daß er der Bärin an die Gurgel kommen und seine Klauen ins Gefecht bringen konnte. Er wäre glücklich gewesen, lebendig zu entrinnen, wäre ohne Beschämung geflohen, denn das war kein Bär, wie er ihn je erträumt hatte. Aber da Flucht unmöglich war, wollte er dem Monstrum einen Denkzettel geben. Die Vorderklauen tief in seinem Genick, spannte er den langen, biegsamen Rücken zum Bogen und bearbeitete Flanke und Bauch der Bärin mit den furchtbar scharfen Krallen seiner Hintertatzen.

Zum erstenmal gab die Bärin einen Laut, ein dumpfes „Wuh—ah“ von Schmerz und Erstaunen. Auch ihr war diese heimtückische Kampfart neu. Wild ringend, versuchte sie, das gefleckte Tier abzuschütteln, es auf Armlänge von sich zu halten und zu zerschmettern. Das aber hing wie glühendes Oel. Da wechselte sie ihre Taktik und preßte ihn mit furchtbaren Vorderarmen an ihre Brust. Einen Augenblick widerstanden seine zähen Muskeln dem Druck, während er sie mit den Hintertatzen immer noch bearbeitete. Dann gab er es mit schwerem Röcheln auf. In den unentrinnbaren Armen wurde er zerdrückt, zerquetscht, vernichtet, flog der letzte Atem aus seinen Lungen, das letzte Leben aus seinem Herzen, und end-

lich hingen seine Hinterbeine nieder wie die eines toten Kaninchens.

Als der ringende Körper in ihrem Griff verzuckte und der runde, flache Kopf mit gebrochenen Augen zurücksank, riß die Bärin dem verendeten Tier die Gurgel ab, als wollte sie sich ihres Sieges ganz versichern. Dann ließ sie die Leiche fallen, setzte sich auf alle Viere, schnüffelte und klagte um ihr totes Junges. Als sie wußte, daß sein Leben ganz verlöscht war, schleppte sie sich mit ihren großen Wunden in den Schatten eines tiefen Dickichts, um dort einsam zu sterben oder zu gesunden, wie das Gesetz der Wildnis es bestimmen mochte.

Die leuchtende Decke des Leoparden, die neben dem schwarzen Körper des Bärenjungen gebettet war, erspähte ein weißköpfiger Adler, der hoch über dem Granitkegel kreiste. In weiten Spiralen ließ er sich auf rauschenden Schwingen niederfallen, bis er endlich über den beiden Körpern hinfuhr, sie mit ausgestrecktem, schneeigem Hals und harten, schwarzgoldenen Augen betrachtete. Der gefleckte Fremdling schien ihm selbst im Tode noch gefährlich.

Plötzlich schwang er sich wieder über den Hügel.

Dann kamen in Stille und Sonnenglut Fliegenschwärme, die wie Juwelen glänzten, die nichts Totes fürchten, mag es noch so fremd sein.

DER SEEPOLYP

Milchwarm, grün und klar wie flüssiger Beryll wogte die See, von goldenen Sonnenstrahlen durchflimmert, in einer geschützt liegenden karibischen Bucht. Das stimulierende, milde Licht beleuchtete seltsames Gewimmel grotesker Gestalten auf dem Grunde, die einen flimmernden Glanz wie Juwelen oder Blüten um sich verbreiteten. Lange glitzernde Seegräser bauschten sich wie rote, gelbe, amberfarbene, purpurne und olive Bänder zwischen den wild wuchernden Seeanemonen, deren farbige Pracht sie dennoch nicht überstrahlten. Rosen- und orangefarbene Krabben segelten linkisch aber flink hierhin und dorthin. Winzige fantastische Seepferdchen eilten scheu von einem Schlupfwinkel unter dem Tang zum anderen, als wollten sie sich vor dem frischen, rosigen Licht verbergen. Und über all diesem wunderlichen Leben des seichten Bodens schossen seltsame Fischgestalten hin und her, golden aufblitzend, oder mit dem tiefen Leuchten des Amethysten. Hin und wieder aber glitt der Schatten eines Pfeilhechtes dunkel drohend über das

emsige Getriebe und sofort waren die kleinen lebendigen Lichter erloschen, verschwunden, und nur das kalte Gleisen der glitzernden Muscheln durchzuckte die regungslose Stille, in der nur das Seegras noch leise wellte. War jedoch der Schatten vorübergezogen, so begann das bunte, geschäftige Treiben huschend und jagend sofort wieder aufs neue.

Der Boden der Bucht war uneben, Felsblöcke und Steine lagen wild verstreut umher. Unter dem hohlgewölbten Ende eines dieser Blöcke lag etwas eingeklemmt, einem gelblichgrauen, rosig gesprenkelten Wassergewächs ähnlich, mit röhrenartigen Ausläufern, die über den Boden gespreizt waren. Soeben glitt einer der golden und azurblau schimmernden Fische gemächlich über den Rand des Felsblockes, und hielt mit teilnahmslosen Augen nach Beute Ausschau, als plötzlich sich ein röhrenartiges Geschlinge ihm wie eine Peitschenschnur gerade hinter den Kiemen um den Körper ringelte.

Mutig versuchte der Glitzernde, sich zu lösen, peitschte wild mit Schwanz und Flossen das Wasser, daß es über den Felsen hinaufkochte und die Seeanemonen erschreckt ihre glänzenden gierigen Blütenkelche schlossen. Doch vergeblich! Langsam, unerbittlich um die Beute geschlossen, rollte sich der gesprenkelte Fangarm des Polypen nach unten. Da wurde es unter dem

Felsen lebendig. Zwei nachtschwarze Augen wölbten sich hervor, oval, unversöhnlich, und zwischen ihnen öffnete sich ein großer gebogener Schnabel, wie der eines Papageis. Ein Kopf war nicht zu sehen. Augen und Schnabel saßen an dem plumpen Ende eines gesprenkelten, sackartigen Körpers.

Als das Opfer den erwartungsvoll geöffneten Schnabel erreichte, gerieten alle über den Körper hinausragenden Fangarme in ein schreckenerregendes Leben; sie bebten und wanden sich vor Erregung, obgleich doch für sie keine Arbeit mehr zu tun war. In wenigen Sekunden war der Fisch zerrissen und verschlungen — während die nachtschwarzen Augen gierig stierten und der bleiche Körper sich zu verdunkeln schien. Dann zog der Polyp sich unter den schützenden Felsüberhang zurück und die fürchterlichen Fangarme breiteten sich beruhigt nach und nach still wieder über dem Boden aus, um den nächsten sorglos Vorüberziehenden zu erwarten. Und bald lag da wieder nichts anderes als ein träges Schlinggewächs, kaum der Beachtung von Fischen oder Krabben wert. Auch die Seeanemonen öffneten kurz darauf ihre verräterischen gelben und feuerroten Blüten aufs neue.

Vielleicht hatte etwas an dem golden schimmernden Fisch die Ruhe des Polypen gestört, oder war seinem weichen Körper das Versteck unter dem Felsgestein nicht mehr behaglich genug, denn

plötzlich regte er sich, kroch hervor und stolzierte ungeschickt auf den eingerollten Spitzen seiner Fangarme davon, wie ein Baby, das auf den Handrücken kriecht. Dem Wanderer schien diese Art der Fortbewegung auch bald recht ungemütlich, er sprang plötzlich in die Höhe und schlang seine acht Fangarme in ein festes Bündel zusammen, das er parallel zu seinen Augen nach vorn ausstreckte. In dieser Haltung war er nicht länger plump und ungeschickt, sondern gewandt und von geschlossener Kraft. An der anderen Seite seines Körpers, da, wo die Fangarme ansaßen, öffnete sich ein Ventil, das in regelmäßigem Wechsel ein riesiges Quantum Wasser aufsog und es mit großer Gewalt durch die Röhre zwischen den Fangarmen wieder ausstieß. Mit Hilfe dieser seltsamen Funktion des pulsierenden Stromes schoß der zusammengezogene Polyp rückwärts mit großer Schnelligkeit seines Weges. Er mußte die Richtung wohl sorgfältig gewählt haben, denn er steuerte direkt auf einen Felsblock zu, der einen geräumigeren Ueberhang hatte als der erstere und noch üppiger mit Tang bewachsen war. Hier hielt er inne, ließ sich sinken, spreizte seine Fangarme weit von sich und versuchte, seinen gesprenkelten Körpersack rücklings in sein neues Quartier einzuschieben.

In diesem Moment war er am wenigsten kampfes- oder verteidigungsbereit und gerade jetzt

schoß ein Delphin mit riesigen Kinnbacken auf ihn zu. Er hatte den Seepolyp in seiner gierigen Eile und dem blendenden grünen Licht für einen übermäßig großen, ihm jedoch ungefährlichen Tintenfisch gehalten. Er zielte direkt nach dem dicken, saftig lockenden Körper, fuhr jedoch in einen der Fangarme hinein, der sich blitzschnell aufgerichtet hatte, um den Angriff abzuwehren. Ehe er wußte, was geschehen war, hatte sich bereits ein zweiter Arm um seinen Kopf geschlungen und preßte seine Kinnbacken fest zusammen, so daß sie zur Abwehr vollkommen außer Kraft gesetzt waren, während sich immer mehr Arme um seinen Körper schlangen.

Der Delphin war klein und hatte sich noch nie in einer derartigen Situation befunden. Wilde Panik erfaßte ihn, verzweifelt peitschte er mit seinem kraftvollen Schwanz das Wasser und schoß, den Seepolypen mit sich reißend, vorwärts. Jedoch den Druck um seinen Kopf und die erdrosselnde Umklammerung konnte er nicht lange ertragen. Unwiderstehlich zog ihn das Gewicht des Seepolypen nach unten. Die zwei Fangarme, die bisher freihängend nach einem Halt gesucht hatten, konnten sich am Boden festklammern und mit einem plötzlichen Ruck ward der wilden Flucht des Delphin ein schnelles Ende gesetzt. Blind schlug er mit dem Schwanze um sich, tauchte nieder, wirbelte im Kreise. Es half nichts! Seine

Kräfte verließen ihn. Er wurde hinabgezogen, unerbittlich, bis er zitternd auf dem Sande lag. Mit seinem scharfen Schnabel versetzte ihm der Seepolyp den Gnadenstoß und zog die Beute in seine Höhle unter dem tangüberwucherten Felsen.

Nicht lange danach, und ein riesiger dunkler Schatten, größer als der irgend eines Delphins, Hai- oder Sägefisches zog über die Bucht. Patsch! — schlug ein großes Etwas auf dem Boden auf und verbreitete wie ein einschlagender Blitz panische Schreckensstille — meilenweit. Ein Boot war vor Anker gegangen. Breit und unbeweglich lag sein Schatten über der Tiefe. Nach wenigen Minuten aber lebte und huschte es bereits wieder auf dem Meeresgrund — denn das Seevölkchen scheint nur das sich Bewegende zu fürchten — und kleine mißgestaltete Wesen, die das helle Sonnenlicht meiden, hatten bald den Schatten des Bootes dicht bevölkert.

Plötzlich senkte sich über dem Rande des Bootes eine dunkle Röhre hernieder, mit einer hellen Spitze am Ende, die sich wie ein scharfes Auge, langsam forschend hierhin und dorthin bewegte. Ueber dem Felsen, der den Seepolypen verdeckte, hielt sie still. Die seetangähnlichen Ausläufer schienen sie zu interessieren. Dann zog sie sich langsam wieder zurück.

Wenige Augenblicke später erschien ein großer, verlockender Fisch an der Oberfläche des Wassers

und sank merkwürdigerweise ganz langsam nieder. Sofort hatten ihn die stillen, stieren Augen des Seepolypen erspäht. Das Benehmen des Fisches war sonderbar! Aber es war ein Fisch! Heiße Begierde durchschauerte die gespreizten Fangarme. Die Beute war jedoch noch zu weit entfernt — die Fangarme verhielten sich wieder ganz still. Der eigentümliche Fisch aber schien nicht näherkommen zu wollen. Leise belebten sich die harrenden Fangarme. Leicht wellend, wie von einer schwachen Strömung bewegt, schlängelten sie sich seetangähnlich am Boden vorwärts, während der fette gesprenkelte Körpersack mit den großen nachtschwarzen, stieren Augen aus seiner Höhle hervorquoll.

Unterhalb des Fisches war der Grund mit dichtem braunen Seegras bedeckt. Verstohlen kam das Ungeheuer herangeschlichen, die dunkle Farbe des Bodens annehmend, die ihn in zauberhafter Weise fast unsichtbar machte.

Eine Sekunde kauerte er am Boden und starrte mit seinen Stielaugen nach oben. Plötzlich zog er sich blitzschnell zusammen, schoß wie eine Spinne direkt in die Höhe und schlang zwei seiner Fangarme um die verführerische Beute. Die übrigen Fangarme streckte er steif aus und versuchte mit starkem Wassererguß seiner Propulsionsröhre nach der Höhle unter dem Felsblock zurückzukommen.

Vergeblich! Der Fisch hielt sich an seiner Stelle oder wurde gehalten. Gereizt schlang das Ungeheuer zwei weitere Fangarme um sein Opfer und stieß seinen Schnabel wild in den Körper. Mit einem Ruck war er aber im selben Moment an die Oberfläche des Wassers gezogen. Grelles Licht blendete ihn sinnberaubend und schon hatten starke Schlingen seine Fangarme umschlossen, gebunden, gefesselt.

Die meisten Tiere zu Wasser oder Lande wären in einem solchen entsetzlichen Moment vor Schreck außer Fassung geraten. Nicht so der Polyp! Unerschrocken hielt er seine Beute mit dem einen Fangarm umschlossen, während er die übrigen und den wilden Schnabel zum Kampfe bereit machte. Die schneidenden Schlingen machten ihn rasend. Zwei seiner Fangarme hatte er bereits losreissen können und tastete mit ihnen erregt und bebend nach einem greifbaren Feinde. Doch wieder erfolgte ein harter Ruck, der ihn hoch in die ihn fast erstickende Luft beförderte, und — kaum war er wieder bei Sinnen — lag er mit Netz, Beute und allem, in einem engen, dunklen Basin, in das ihn ein schwarzer Arm niederzwängte. Mit aller Kraft und ungeminderter Kampfeswut klammerte er sich am Rande des Basins mit einem seiner Fangarme fest, während ein anderer sich an den nackten Arm saugte. Ein brüllender Aufschrei — ein scharfes Kom-

mando: „Paß auf! Verletz ihn nicht! Ich mach ihn schon los!“ Aber schon sauste das Messer des wütenden Schwarzen in den Fangarm hinein. Wie ein angeschnittener Wurm fiel das getroffene Glied sich krümmend herab. Erschreckt lösten sich die anderen nun auch vom Rande, und sofort klappte der Deckel über dem Basin nieder. In tiefster Dunkelheit sank der Seepolyp nach unten. Arme und Schnabel in wilder ziellos kämpfender Erregung. Als jedoch alle Erregung und Wut nichts halfen, fiel er schließlich indigniert über die Beute her, die er so teuer hatte erkaufen müssen.

Sich selbst überlassen, befreite sich der blind Wütende aus den Schlingen und streckte sich schließlich, so gut es ging, am Boden aus. Die nächsten Tage brachten ihn nichts als ununterbrochene Erschütterungen seines Kerkers und stumpfe Elendigkeit. Bis er plötzlich eines Tages ganz unzeremoniell kopfüber in einen großen Wasserbehälter geschüttet wurde, der von sanftem Licht durchstrahlt war. Trotz aller Verwirrung ob dieses plötzlichen Wechsels hatte er auf dem Grunde des Basins einen großen überhängenden Stein erkannt und schoß, die Fangarme parallel ausgestreckt, sofort rücklings dem anheimelnden Obdach zu, um seinen weichen, schutzlosen Körper schnellstens in Sicherheit zu bringen. Dann breitete er ängstlich seine Fang-

arme flach zwischen Steinen und Tanggras des Bodens aus und starrte um sich.

Im Augenblick befand er sich behaglicher als in dem schwarzen Loch, dem er soeben entschlüpft war. Durch das klare Wasser strömte Licht hernieder, weißlich, kalt, wie ein Abglanz des grünlich goldenen Schimmers, der die trägen Wechsel der Gezeiten in seiner karibischen Heimat begleitete. Der Boden, auf dem er sich jetzt befand, war ihm nicht ganz ungewohnt. Sand, Steine, farbige Wassergewächse, Muscheln, alles seiner Heimat ähnlich und auch wieder nicht ähnlich. An drei Seiten erhoben sich weiße, undurchsichtige Wände, so nahe, daß er sie mit seinen Fangarmen hätte berühren können. Nur an der vierten Seite war leerer Raum. Der Boden — Sand, Steine, Wassergewächse — waren plötzlich wie abgeschnitten und die gähnende, dunkle Leere dahinter ängstigte ihn. Bleiche Formen mit starren Augen tauchten hin und wieder auf, manchmal sogar in ganzen Gruppen und stierten ihn an. Nichts war ihm jemals so unheimlich gewesen, wie diese vorüberziehenden Gesichter. Erst nach geraumer Zeit hatte er sich dazu überwunden, sie vollständig zu ignorieren und betrachtete sie wie vorüberziehendes Seegras, das die Fluten mit sich führten. Seine tastenden Fangarme hatten außerdem festgestellt, daß eine unsichtbare Barriere ihn von der dunklen Unheim-

lichkeit mit ihren plötzlichen Erscheinungen trennte.

Wohlgefüttert und unbehelligt befand sich der Seepolyp nach und nach zufrieden in seiner gläsernen Heimat, ahnte jedoch nichts von dem stürmischen Getriebe der Großstadt hinter seinen Mauern. Er war unbestrittener Herrscher der Gefilde, so begrenzt sie auch waren, und die Huldigungen der Besucher waren ungezählt.

Eines Tages drängte sich Gesicht an Gesicht da draußen auf dem undefinierbaren Dunkel und viele Augen richteten sich gespannt auf ihn. Plötzlich klatschte etwas auf dem Wasser auf, wie er annahm, eines jener widerstandslosen Opfer, die hier seine Nahrung waren und sofort setzte er seine Fangarme in Bewegung.

Doch diesmal war der Aufschlag ungewöhnlich schwer gewesen und zu seinem größten Erstaunen sah er plötzlich eine runde massive Kreatur mit spitzem Schwanz, schlangenartigem Kopf und zwei auf jeder Seite ausgespreizten Schwimmfüßen auf sich zurudern. Ohne die geringste Zögerung schnellte er zwei sich windende Fangarme empor und ergriff den Fremdling.

Kaum hatte er jedoch die Schildkröte berührt, so verschwanden Kopf, Schwanz und alles Bewegliche blitzschnell zwischen den zwei Hornschalen, die sich wie ein flacher Behälter eng zusammenschlossen. Unrettbar zogen die Fangarme

jedoch die Beute zu den stieren Augen hinab. Hart fuhr der große Papageischnabel gegen das Schild, um es zu zertrümmern. Erfolglos! Nach einer schwächeren Stelle tastend glitt der Schnabel suchend über die Schale hin.

Mehrere Minuten war so der Polyp eifrigst beschäftigt, plötzlich aber riß ihm die Geduld, wütend warf er sich über die Schale her, schlug mit dem Schnabel auf sie ein und warf sie wild zwischen den Fangarmen hin und her.

Da schoß der bösartige schmale Kopf der Schildkröte, alle Vorsicht außer Acht lassend, unter seinem Schilde hervor. Wie eine gereizte Bulldogge packten die kleinen kräftigen Kinnladen was sie gerade fanden und bissen sich fest. Sie hatten einen der Fangarme an seinem unteren Ansatz zu fassen bekommen.

Die Wut des Seepolypen stieg zur Raserei. Ineinander verbissen und verschlungen schlugen die beiden im Kampfe hart gegen die Glaswand, so daß die gespannt zusehenden Gesichter zurückwichen. Steine flogen hin und her und der feine Sand wirbelte wie ein leichter Nebel über den Kämpfenden empor. Hätte die Schildkröte ebensoviel Scharfsinn wie Mut besessen und den Polypen am Kopfe dicht über dem Schnabel gepackt, so wäre der Kampf fraglos anders ausgegangen. So aber hatte die Schildkröte sich nur eine Blöße gegeben, die dem Seepolypen

nicht entging. Messerscharf mit festem Griff schloß sich sein Schnabel um den ungeschützten Hals der Schildkröte und schnitt ihn durch. Konvulsiv zuckte der Stumpf zwischen die sich sofort schließenden Schalen zurück und die Fangarme warfen ein lebloses Spielzeug zwischen sich wild erregt hin und her, und ließen es schließlich achtlos fallen. Nach wenigen Minuten hatte sich der Sand gesetzt und die erregten Beobachter erkannten bald wieder den Beherrscher des Glashauses in regungsloser Trägheit am Boden ausgestreckt, die nachtschwarzen Augen stier und teilnahmslos wie immer. Die Schildkröte aber lag, die untere Schale flach gegen die Glaswand gekehrt, leblos wie ein Stein.

Druck: Gyldendal'scher Verlag A. G.
Abt. Buchdruckerei / Berlin SW 68